



Dort ist Saat,  
reißt zur That!

Österreichische  
Jugend-Bibliothek.

—♦—

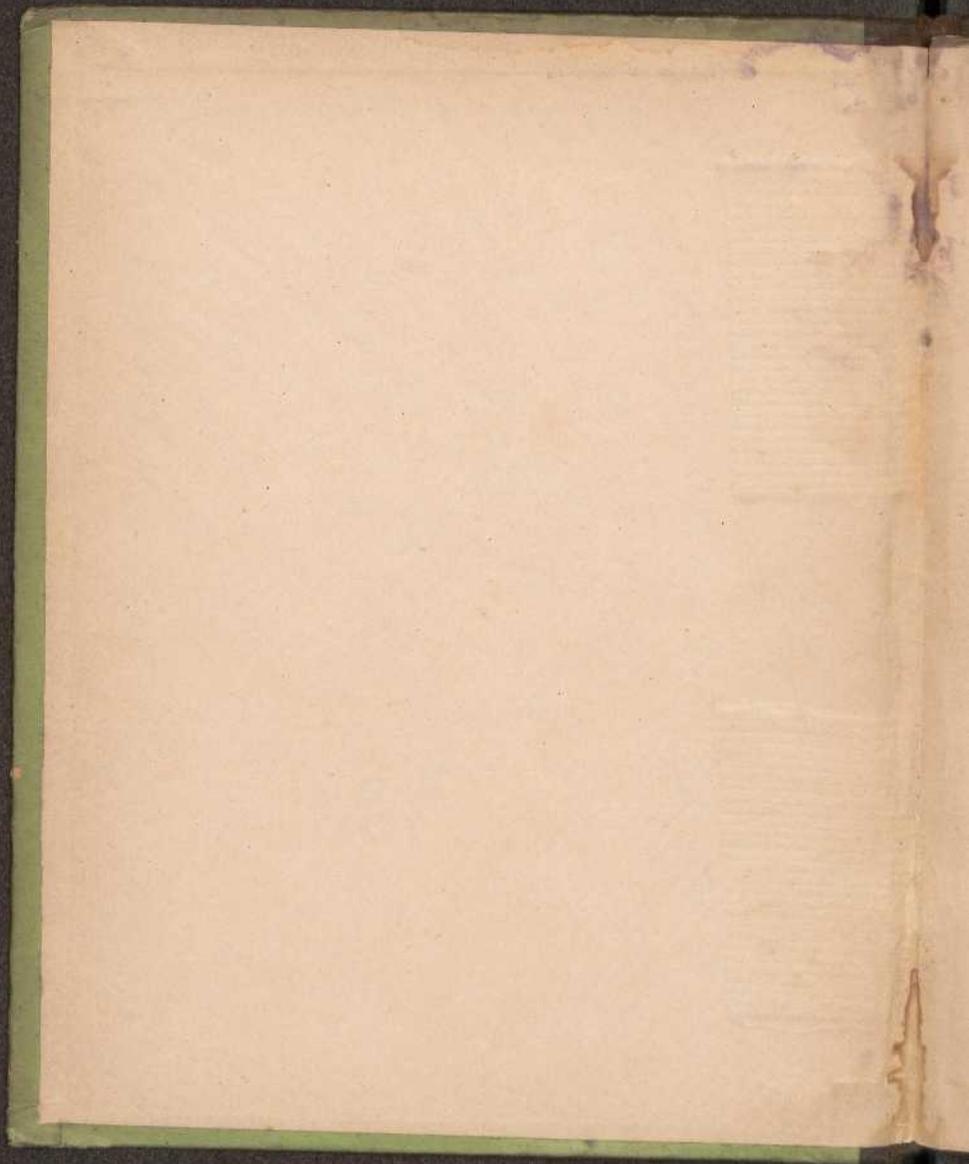
Ein Buch zur Unterhaltung der Jugend.

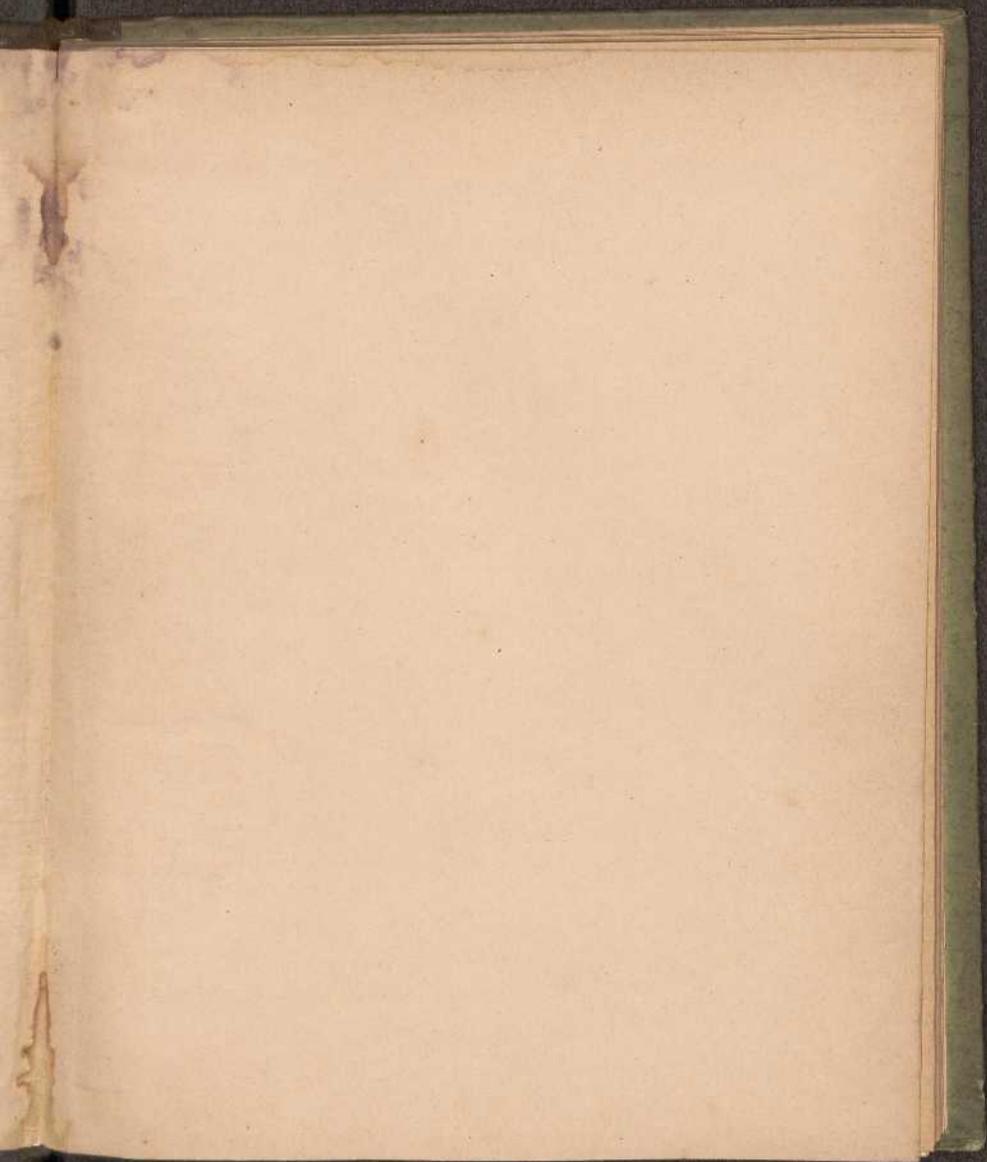
IV. Bändchen.

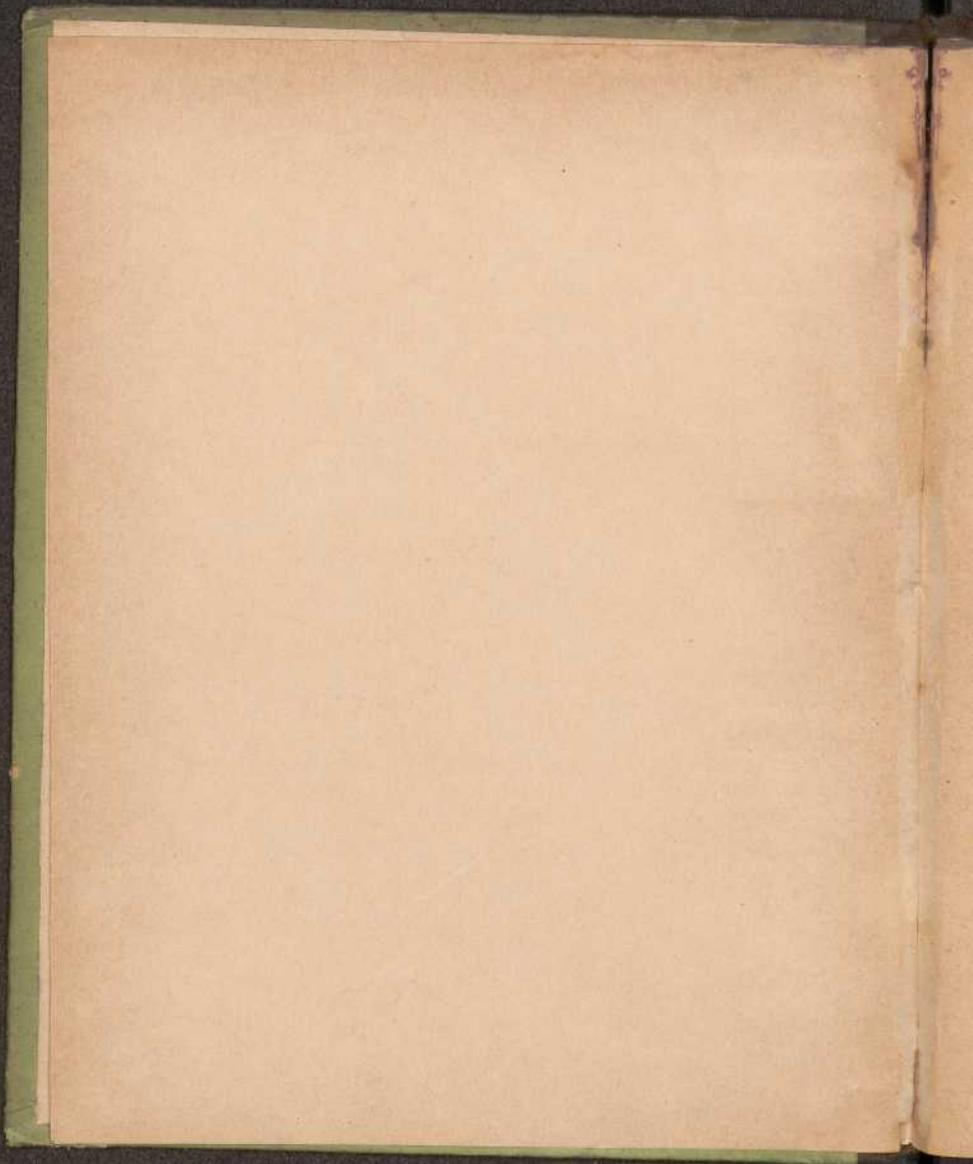
Wien.

Druck und Verlag von Carl Rauch.

22







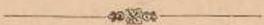
77834c

Oesterreichische

Jugend-Bibliothek.



IV.



Wien.  
MDCCLXXVIII.

1878

1875

Journal of the  
Society of Friends

1875

1875

## Maruschka und die zwölf Monate.

Eine Mutter hauste vor langer Zeit zusammen mit zwei Töchtern, ihrem eignen Kinde und einer Stieftochter. Diese Letztere war recht schlimm daran, denn weder Mutter noch Schwester konnte sie leiden, schon weil Maruschka bei Weitem schöner war als Holena. Jene freilich wußte gar nicht, wie hübsch sie war, aber Holena wußte es um so besser. Daher konnte Maruschka sich gar nicht erklären, weshalb Mutter und Schwester immer widerwärtiger wurden und zu schelten anfiengen, sobald sie das liebliche Mädchen nur sahen. Und je häßlichere Arbeit man ihr zu verrichten gab, desto hübscher wurde sie. Während Holena sich putzte und nichts that, mußte Maruschka Alles im Hause schaffen: putzen, scheuern, kochen, waschen, nähen, spinnen, weben, Feld und Kuhstall besorgen. Indes dies Alles that der Schönheit der fleißigen Tochter keinen Abbruch und ihre Willigkeit blieb dieselbe, allem Schelten von Mutter und Schwester zum Troste. Als beide sahen, daß ihr häßliches Wesen die Maruschka keineswegs ungeduldig machte, ja daß diese immer freundlicher ward, je garstiger jene wurden, da dachte die böse Stiefmutter: „Die Maruschka kann und darf nicht länger im Hause bleiben; wenn die Burschen aus dem Orte kommen und sehen sich nach einer Braut um, so werden sie Holena nicht haben wollen, weil Maruschka viel schöner und freundlicher ist, als

mein Mädchen.“ Und so suchte sie auf jegliche Weise ihr Stiefkind los zu werden und beide, Mutter und Tochter, quälten die Arme mit Hunger, Mishandlungen und Scheltworten. Trotzdem aber verlor Maruschka die Geduld nicht und erblühte von Tag zu Tag immer schöner. Nun sammelten die bösen Frauen auf anderes Übel.

Maruschka wußte draußen in Feld und Flur, aber auch im Walde gar wohl Bescheid, auf allen Wegen und Stegen. Sie taumte jedes Blümlein und jeden Baum; sie plauderte mit den Vögeln und streute ihnen auf dem großen steinernen Tische im Dickicht Brotsamen, dann belauschte sie die summenden Fliegen und Insekten, wenn sie sich um die Reste der hinterlassenen Mahlzeit sammelten oder sonsthin Kurzweil trieben. Dies alles ließ sich zur Frühlings- und Sommerzeit recht wohl vornehmen. Nun aber war's im Gismonat und gerade jetzt fiel es der Holena ein, Veilchen haben zu wollen!

„Maruschka, geh' hinaus in den Wald und pflücke mir einen Veilchenstrauß. Es verlangt mir, an einen solchen zu riechen.“ Also herrschte sie die Schwester an. — „Aber, du lieber Gott,“ sagte diese, „was fällt dir nur ein! Habe ich doch nie gehört, daß unterm Schnee Veilchen blühten,“ versetzte das arme Mädchen. — „Du nichtsnußiges Ding, du widersprichst, wenn ich befehle? Gleich wirst du in den Wald gehen, und bringst du keine Veilchen, so zerschlag ich dir Arm und Beine,“ also drohte Holena. Und die Stiefmutter faßte Maruschka, stieß sie zur Thür hinaus und schloß diese hinter ihr. Das Mädchen eilte bitter weinend in den Wald, dort lag der Schnee fußhoch, nirgends war eine Fußspur zu sehen.

Die Arme irrte lange umher, Hunger plagte, Kälte schüttelte sie; sie flehete zu Gott, er möchte sie aus der Welt der Leiden nehmen. Sieh', da gewahrt sie in der Ferne ein Licht. Sie geht dem Glanze nach und kommt auf den Gipfel eines Berges; dort brannte ein mächtiges Feuer, um dasselbe lagen zwölf Steine, und auf den Steinen saßen zwölf Männer. Drei von ihnen waren graubärtig, drei etwas jünger, drei weitere noch jünger, die drei jüngsten aber waren die schönsten. Sie blickten vor sich hin in's Feuer. Die zwölf Männer aber waren die zwölf Monate. Der Eismonat saß obenan; er hatte Haare und Bart weiß wie Schnee und in der Hand trug er einen lichten Stab. Maruschka erschraf, und blieb eine Weile verwundert stehen; dann aber faßte sie Muth, trat näher und bat: „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, die Kälte schüttelt mich gar sehr!“ Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte sie: „Woher bist du kommen, Mädchen? Was suchst du hier?“ — „Ich suche Veilchen,“ antwortete Maruschka. — „Es ist nicht an der Zeit, Veilchen zu suchen, wenn Schnee liegt,“ sagte der Eismonat. — „Ich weiß wohl,“ entgegnete Maruschka traurig, „allein Schwester Hosena und die Stiefmutter haben mir befohlen, Veilchen aus dem Walde zu bringen, bring' ich sie nicht, so zerschlagen sie mir Arme und Beine. Bitte schön, ihr Hirten, sagt mir, wo ich deren finde!“ Da erhob sich der Eismonat, schritt zu dem jüngsten Monat, gab ihm den Stab in die Hand und sprach: „Bruder März, setz' dich obenan!“ Der Monat März setzte sich obenan und schwang den Stab über das Feuer. In diesem Augenblicke loderte das Feuer höher auf, der Schnee begann zu thauen, Bäume trieben Knospen, unter den Buchen grünte Gras, in dem Grafe keimten bunte Blumen und es war Frühling. Unter

Gesträuch verborgen blühten Veilchen, und eh' sich Maruschka dessen versah, gab es ihrer eine Menge. „Schnell, Maruschka, pflücke!“ gebot der März. Maruschka pflückte freudig, bis sie einen großen Strauß beisammen hatte. Dann dankte sie den Monaten und eilte froh nach Hause. Wohl wunderten sich Holena und ihre Mutter, als sie Maruschka sahen, wie sie einen Veilchenstrauß heim brachte; sie giengen, ihr die Thür zu öffnen, und der Veilchengeruch ergoß sich durch die ganze Stütte. „Wo hast du sie gepflückt?“ fragte Holena störrig. „Hoch auf dem Berge, dort wuchsen ihrer unterm Gesträuch eine Menge,“ erwiderte Maruschka. Holena nahm die Veilchen, steckte sie hinter den Gürtel, roch sie an, und ließ auch die Mutter riechen; zur Schwester sagte sie nicht: „Riech auch du einmal!“

Des andern Tages saß Holena wieder müßig beim Ofen, da gelüftete es ihr urplötzlich nach Erdbeeren. „Geh', Maruschka, suche Erdbeeren im Walde!“ befahl Holena. „Ach Gott! liebe Schwester,“ versetzte Maruschka, „wo werd' ich Erdbeeren finden! Hab' nie gehört, daß unter dem Schnee Erdbeeren wüchsen!“ — „Du nichtsnütziges Ding, du widersprichst? Gleich geh' in den Wald, und bringst du keine Erdbeeren, wahrlich so schlag ich dich todt!“ schrie die böse Schwester. Und die Stiefmutter faßte wiederum Maruschka, stieß sie zur Thür hinaus und schloß diese fest hinter ihr. Das Mädchen gieng bitter weinend nach dem Wald, irrte wieder lange umher im fußhohen Schnee. Da gewahrte sie in der Ferne dasselbe Feuer, wie Tags zuvor. Mit Freuden eilte sie darauf zu. Wieder saß der Gismanat oben an und die übrigen Monate der Reihe nach um das Feuer. „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich erwärme,“ bat Maruschka. Der Gismanat nickte mit dem Haupte und

fragte: „Warum bist du wieder gekommen, was suchst du heute?“ — „Ich suche Erdbeeren,“ entgegnete Maruschka. — „Es ist nicht an der Zeit, Erdbeeren zu suchen, wenn Schnee liegt“, sagte der Gimonat. „Ich weiß es wohl“, antwortete Maruschka traurig, „allein Schwester Holena und meine Stiefmutter haben mir befohlen, Erdbeeren zu bringen; bring' ich sie nicht, so wollen sie mich todt schlagen. Bitte schön, liebe Hirten, sagt mir, wo ich deren finde!“ Der Gimonat erhob sich, schritt zum Monat, der ihm gegenüber saß, gab diesem den Stab in die Hand und sprach: „Bruder Juni, jez' dich obenan!“ Der schöne heitere Monat Juni setzte sich obenan, und schwang den Stab über dem Feuer. Und wieder schlug die Flamme empor, der Schnee schmolz, die Erde grünte, Bäume umhüllten sich mit Laub, Vögel begannen zu zwitschern, duftige Blumen blühten im Walde und es war Sommer. Weiße Sternlein wurden sichtbar, als ob sie einer urplötzlich dahingestrent hätte. Und die weißen Sternlein verwandelten sich in Erdbeeren, und eh' sich Maruschka dessen versah, gab er deren viele und reife auf dem grünen Rasen. „Schnell, Maruschka, pflücke!“ gebot der Juni. Maruschka pflückte freudig, bis sie die Schürze voll hatte. Dann dankte sie dem Monat recht freundlich und eilte nach Hause. Es wunderten sich Holena und die Stiefmutter, als sie sahen, daß Maruschka in der That Erdbeeren bringe, eine ganze Schürze voll.

Sie liefen, ihr die Thür zu öffnen, und der Duft der Erdbeeren ergoß sich durch die Stube. „Wo hast du sie gepflückt?“ fragte Holena hastig. — „Hoch auf dem Berge, dort wachsen ihrer in Fülle unter den Buchen,“ erwiderte Maruschka. Holena nahm die Erdbeeren, aß sich satt, und gab auch der Mutter zu essen; zu Maruschka sagte sie nicht: „Kost auch du!“

Holena hatten die Erdbeeren gemundet, und so gelüftete ihr am dritten Tage nach rothbackigen Äpfeln. „Geh in den Wald, Maruschka, und such' nach rothbackigen Äpfeln!“ befahl sie. — „Ach Gott, liebe Schwester, woher sollen im Winter Äpfel kommen?“ versezte die arme Maruschka. — „Nichtsnußiges Ding! gleich geh' deiner Wege, und bringst du keine rothen, saftigen Äpfel, wahrlich, so schlag ich dich todt!“ drohte die böse Holena. Die Stiefmutter faßte Maruschka, stieß sie zur Thür hinaus und schloß diese fest hinter ihr. Das Mädchen eilte weinend in den Wald. Diesmal irrte es nicht lange umher, sondern schritt gerade auf den Gipfel des Berges los, wo das große Feuer brannte, und die zwölf Monate wieder bei einander saßen, der Giszmonat obenan. „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, noch immer thut's recht kalt,“ bat Maruschka, und trat zum Feuer. Der Giszmonat nickte mit dem Haupte und fragte: „Weshalb bist du wiederkommen, was suchst du diesmal?“ — „Rothbackige Äpfel suche ich,“ antwortete Maruschka. — „Es ist nicht an der Zeit,“ sagte der Giszmonat. „D! das weiß ich wohl“, entgegnete Maruschka traurig, „allein Schwester Holena und meine Stiefmutter haben mir befohlen, rothe und saftige Äpfel aus dem Walde zu bringen, sonst schlagen sie mich doch noch todt. Bitte schön, liebe Hirten, sagt mir, wo ich deren finde!“ Da erhob sich der Giszmonat, gab einem der älteren Monate den Stab in die Hand und sprach: „Bruder September, sieh' dich heute obenan!“ — Der September setzte sich obenan und schwang den Stab über dem Feuer. Das Feuer glühte roth, der Schnee verlor sich, aber die Bäume umhüllten sich nicht mit frischem Laub, ein Blatt nach dem andern fiel ab, und der kühle Wind verstreute sie auf dem kalten

Nasen, eins dahin, das andere dorthin. Doch am Berg-  
 abhang blüheten noch Altmannskraut, rothe Nelken und  
 im Thale wiegten graue Eschen ihr Haupt, unter den Buchen  
 wuchs hohes Farrenkraut und dichtes Zimmergrün. Maruschka  
 blickte jedoch nur zu einem großen Apfelbaum hin, zwischen  
 dessen Zweigen rothbackige Äpfel ihr entgegenlachten. „Schnell,  
 Maruschka, schüttle!“ gebot der September. Maruschka ließ  
 es sich nicht zweimal sagen, sie schüttelte und alsbald fiel  
 ein Apfel herab. Maruschka schüttelte noch einmal; es fiel  
 ein zweiter hernieder. „Schnell, Maruschka, eile nun nach  
 Hause!“ gebot der Monat. Maruschka nahm rasch die beiden  
 Äpfel, dankte den Monaten und eilte froh nach Hause.  
 Wiederum wunderten sich Mutter und Schwester, als sie  
 sahen, daß Maruschka die begehrten Äpfel heim brachte.  
 „Wo hast du sie gepflückt?“ — „Hoch auf dem Berge; sie  
 wachsen dort, und noch gibt's ihrer dort genug,“ erwiderte  
 Maruschka. „Warum hast du dann nicht mehr gebracht?  
 Gewiß hast die übrigen unterwegs gegessen?“ fuhr Holena  
 zornig auf. „Ach, liebe Schwester, ich habe keinen Bissen  
 gegessen. Ich schüttelte einmal, da fiel ein Apfel herab;  
 ich schüttelte dann noch ein Mal, da fiel noch einer herunter;  
 länger zu schütteln erlaubten sie mir nicht. Sie hießen mich  
 nach Hause gehen,“ sagte Maruschka. „Daß der Donner  
 dich zerschlage!“ schrie Holena, und fiel über Maruschka her.  
 Diese brach in heiße Thränen aus und bat Gott, er solle sie  
 lieber zu sich nehmen und sie nicht von der bösen Schwester  
 und Stiefmutter mishandeln lassen. Hierauf eilte sie in die  
 Küche. Die naschhafte Holena begann unterdessen den einen  
 Apfel zu essen. Dieser schmeckte ihr so trefflich, daß sie meinte,  
 noch nie in ihrem Leben so was köstliches genossen zu haben.  
 Dem pflichtete die Stiefmutter bei. Als die Beiden die zwei

Apfel aufgegesen, gelüstete ihnen nach mehr. „Mutter gib mir meinen Pelz! ich selbst will in den Wald gehen,“ sagte Holena. „Das nichtsnutzige Ding würde sie unterwegs doch nur wieder schmausen. Ich will schon den Ort finden, und sie alle herabschütteln, ob es irgend wer erlaubt oder nicht!“ Vergebens rieth die Mutter ab. Holena eilte in den Wald.

Alles war verschneit, nirgends eine Fußstapfe zu schauen. Holena irrte lange umher, doch ihre Naschhaftigkeit trieb sie immer weiter. Da gewahrt sie in der Ferne ein Licht; sie eilt darauf zu. Auch sie gelangt auf den Gipfel, wo das Feuer brennt, um das die zwölf Monate sitzen. Holena erschrickt, doch bald faßt sie sich, tritt zu dem Feuer heran und streckt die Hände aus, um sich zu wärmen. Sie fragt aber die Monate nicht: „Darf ich mich wärmen?“ und spricht auch kein Wort zu ihnen. „Was suchst du hier, warum bist du hergekommen!“ fragte verdrießlich der Gismonat. — „Was fragst du, alter Narr? Du brauchst nicht zu wissen, was ich will und wohin ich gehe!“ fertigte ihn Holena ab und wendet sich vom Feuer in den Wald. Der Gismonat runzelt die Stirn und schwingt seinen Stab über dem Haupte. In diesem Augenblicke verfinstert sich der Himmel, es beginnt zu schneien, und eifiger Wind streicht durch den Wald. Holena sieht bald keinen Schritt weiter vor sich; sie irrt umher und stürzt in eine Schneewehe, — ihre Glieder ermatten, erstarren. Holena flucht der Schwester, schilt auf den lieben Gott. Ihre Glieder erfrieren in ihrem warmen Pelz.

Lange harret die Mutter auf Holena; sie blickt zum Fenster, blickt zur Thür hinaus, kann aber die Tochter nicht erharren. Stunde auf Stunde verstreicht. Holena kehrt nicht wieder. „Vielleicht schmecken ihr die Äpfel so gut, daß sie

sich nicht von ihnen trennen kann," dachte die Mutter, „ich muß nach ihr sehen!“ Auch sie zieht ihren Pelz an, nimmt ein Tuch um den Kopf und geht, Holena zu finden. Überall starrt ihr der Schnee entgegen, nirgends läßt sich eine Fußstapfe erschauen. Sie ruft Holena; Niemand antwortet. So irrte auch sie lange umher; der Schnee fällt noch dichter, eifriger weht der Wind.

Maruschka kocht unterdessen das Essen und besorgt die Kuh; doch weder Holena, noch die Stiefmutter kommen zurück. „Wo nur sie so lange bleiben!“ spricht Maruschka zu sich und setzt sich zum Spinnrocken. Schon ist die Spindel voll, schon dämmert es in der Stube, doch es erscheint weder Holena, noch die Stiefmutter. „Ach Gott! etwas muß ihnen zugestoßen sein!“ klagt das gute Mädchen, und sieht zum Fenster hinaus. Der Himmel, aber strahlte von Sternen, die Erde glänzte von Schnee, es ließ sich jedoch niemand sehen. Traurig schloß Maruschka das Fenster und betete ein Vaterunser für Schwester und Mutter. Des andern Tages harrete sie mit dem Frühstück, harrete bis zum Mittagsmahl; doch erharrete sie weder Holena, noch die Stiefmutter. Beide waren im Wald erfroren. Der guten Maruschka aber blieb die Hütte, die Kuh und das Stückchen Feld; dazu fand sich bald ein Hauswirt, und Beide lebten in Frieden und glücklich mit einander. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

B. Remeth.

## Zwei Theater-Direktoren.

Unter den Theater-Direktoren Wiens befinden sich zwei Männer, welche durch das, was sie geschrieben haben, in der Welt sehr vorthellhaft bekannt geworden sind. Diese Männer heißen Heinrich Laube, und Franz v. Dingelstedt.

Heinrich Laube stammt aus Sprottau in Preuß.-Schlesien. Er ist am 18. September 1806 geboren und der Sohn eines einfachen Maurers. In seiner Jugend besuchte er die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz und studierte später in Halle und Breslau Theologie. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien wurde er Hauslehrer, gieng aber schon 1831 nach der Stadt der Bücher, Leipzig, um ein Schriftsteller zu werden. Er machte auch Reisen in verschiedene Länder, kam sogar nach Afrika. Wegen politischer Dinge wurde er 1834 aus dem Königreiche Sachsen ausgewiesen und in Berlin verhaftet. Nach 9 Monaten wurde ihm ein Jagdhaus bei Muskau als Gefängnis angewiesen. Der Fürst Pückler auf Muskau fand Gefallen an dem hochgebildeten und charaktervollen Mann und machte ihm das Gefängnis leicht. Laube, der im Grunde nichts verbrochen hatte, wurde endlich wieder frei. Seine vielen Schriften, darunter zahlreiche Novellen und Romane, machten ihn beim Volke beliebt, und er wurde 1848 auch mit in das Frankfurter Parlament gewählt. Er legte diesen Ehrenposten jedoch bald zurück. 1849 erhielt er die Leitung des berühmten Wiener Hofburgtheaters, in welcher Stellung er Ausgezeichnetes geleistet hat und bis zum Jahre 1867 verblieben ist. — Von 1868—70 dirigierte er das Stadttheater in Leipzig, 1871 sehen wir ihn jedoch schon wieder in Wien, wo er das Stadttheater gründet, das er auch gegenwärtig



Heinrich Laube.

noch leitet. Obwohl schon über 70 Jahre alt, ist Laube noch immer ein kräftiger frischer Mann. Seine Erholung bildet das Jagdvergnügen und man sieht ihn auf Spaziergängen stets in Begleitung seiner Jagdhunde. Von seinen Schauspielen sind „die Karlsruhler“, „Prinz Friedrich“, „der Statthalter von Bengalen“ und „Böse Zungen“ angesehen, von seinen Trauerspielen muß man besonders „Graf Essex“ und „Montrose“ hervorheben. Man darf Heinrich Laube getrost den bedeutendsten Prosa-Schriftstellern des deutschen Volkes bezählen.

Franz v. Dingelstedt wurde am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg in Hessen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Müteln und studierte darnach Theologie und Philologie in Marburg. Später wirkte er als Lehrer in Hannover und Fulda. Hier dichtete er Lieder, durch die er mit seinen Vorgesetzten in Unfrieden kam, weshalb er das Lehramt aufgab. Er nahm nun bei der Allgemeinen Zeitung in Augsburg eine Stelle an, bereifte als Mitarbeiter dieses angesehenen Blattes Europa und wurde, da er sich durch seine feinen, geistvollen literarischen Leistungen bereits einen Namen errungen hatte, vom König von Württemberg als Bibliothekar nach Stuttgart berufen. Hier trat er bald als Dramaturg an das Hoftheater über. 1850 berief ihn der König von Baiern an das Münchener Hoftheater, 1858 verließ er München, um seine seitherige Stellung mit einer gleichen in Weimar zu vertauschen. 1867 wurde er Direktor des Operntheaters in Wien und 1870 der Nachfolger Heinrich Laube's am Wiener Burgtheater. Dingelstedt hat Poesien geschaffen, die sich durch große Zierlichkeit in der Form auszeichnen. Auch seine Novellen und Romane sind in eleganter Sprache geschrieben. Die von dem englischen Dichter



Franz v. Dingelstedt.

Shakespeare geschaffenen großartigen Trauerspiele hat er mit Geschick ins Deutsche übersezt; auch hat er selbst ein nicht unbedeutendes Trauerspiel: „Das Haus des Barneveldt“ geschaffen.

Major.

### Ein seltsamer Heiliger.

Man legt oft ein großes Gewicht auf das Kleid, das Jemand an sich hat und selbst der Gebildete empfängt einen Unbekannten im ersten Augenblicke oft nach dem Kleide, das er an sich hat, und erst nachdem er ihn kennen gelernt, entlässt er ihn nach dem Geiste, den er bewiesen hat. In „Kleider machen Leute“, sagt ein Volkspruchwort und deshalb legen Personen, die nur einen geringen inneren Wert haben, einen so großen auf ihre Kleidung. Da sezt z. B. Einer einen breitkrempigen Künstlerhut auf und denkt dadurch als Künstler angesehen zu werden, ein Anderer trägt ein Augenglas, um für einen Gelehrten zu gelten, ein Dritter rasirt das Gesicht sich glatt, um für einen Schauspieler gehalten zu werden. Auch manches Thier dankt seinen Namen nur der Kleidung, womit es die Natur begabt hat.

Der zimmoerrothe Finte *Fringilla cardinalis*, gewöhnlich *Cardinal* in al genannt; der kastanienbraune, mit vielen weißen Flecken besprenngte *Müllerer*, *Melolontha fulva*, ein naher Verwandter des *Maiskäfers*; der auf der Unterseite des Flügels mit einem weißen e geschmückte Schmetterling, weißes *c* (*C album*), der glänzend himmelblaue Schmetterling *Adonis* (Name eines schönen Mannes und Liebings der *Venus*); der mit der rothen Querverbinde gezierte *Admiral*, *Varessa atalanta*, der aber auch wegen der zifferähnlichen Zeichnung auf der Unterseite der Flügel den Namen *Achtundneunziger* führt und noch viele andere verdanken ihren Namen nur ihrer Kleidung.

Außerdem sind es auch oft die Lebensweise, der Aufenthaltsort, die Ähnlichkeit, die Zeit des Auftretens, die manchem Thiere einen eigenen volksthümlichen Namen verschafft haben. Dafs aber dem kleinen, harmlosen Kugelfäsechen *Coccinella septempunctata* ob seines rothen Mäntelchens mit schwarzen Punkten in der Anzahl der heiligen Sieben in der Volkssprache der Deutschen der Name *Marientäsechen*, in der französischen Volkssprache der Name *bête à Dieu* =

Gotteshierchen, in der englischen Sprache lady fly und lady bird = Marienfliege oder Marienvogel, und selbst in der Sprache des Ghetto, wo man doch für die Naturgeschichte der Käfer (Coleoptologie) wenig Interesse und Verständnis hatte, der Name Meschias (Messias) gegeben wurde und er so zum Heiligen gemacht wurde, dürfte unter allen volkstümlichen Namen der Thiere am interessantesten sein.

Werfen wir nun einen Blick auf das Leben dieses sonderbaren Heiligen, so finden wir, daß er wohl ein recht brauchbares Glied im Haushalte der Natur ist, indem er durch Vertilgung von schädlichen Blattläusen sich nützlich zeigt, aber sonst ebenso wenig Heiligkeit zeigt, als irgend einer der 80.000 Arten der Käfer.

Die erste Jugendzeit verbringen sie, nachdem sie im ersten Frühlinge aus den Eiern, von denen auf der Rückseite der Blätter zu 10 bis 12 angeheftet sind, gekrochen, als gesellschaftlichlebende Larven, die anfangs schwarz sind, sich mehrmals häuten und allmählich eine bläulich schiefergraue Färbung annehmen. An der Seite befinden sich in Längsreihen zarte rothe Punkte, die mit Haaren besetzt sind. Berührt man die Larve, so hebt und schwingt sie regelmäßig den Hinterleib und schlägt damit auf, wie der Schmied mit dem Hammer, 6—10 mal.

Nach kurzer Zeit verpuppt sie sich und liegt da, Kopf, Fühler und Fresswerkzeuge an die Brust gedrückt, die Beine eingeknickt und am Körper anliegend, bis das vollkommen entwickelte Thierchen hervorkommt. Dieses folgt seine Lebensweise — das Verfolgen und Aus-saugen der schädlichen Blattläuse — fort und in dieser Beziehung macht das Käferchen von den meisten Insekten eine Ausnahme, da sonst meist das vollkommene Thier eine andere Nahrung sucht, als im Larvenzustande. Aus den Kniegelenken sondert der Käfer einen gelben Saft aus, der in den Apotheken gegen Zahnweh verwendet wird.

Josef Blohn.

### **Ehre Vater und Mutter.**

In einem unbedeutenden Dorfe Tirols lebte vor mehreren Jahrzehnten in einer ärmlichen Hütte ein alter Pfründner mit seinem schon erwachsenen Sohn. Der Alte mußte sich mehr auf die Barmherzigkeit guter Leute verlassen, als auf

die Unterstützung seines Sohnes. Dieser hörte nicht auf die Mahnungen und Warnungen seines alten Vaters. Von den Schlingen des Leichtsinns ganz umstrickt, führte er ein recht schlechtes Leben. Mit Thränen beschwor ihn der alte Mann, nicht so blindlings dem Verderben entgegen zu rennen, aber alles war umsonst. Zu solch gut gemeinten Worten schwieg der Sohn anfangs, später entgegnete er mit Scheltworten, endlich vergaß er sich so weit, Hand an seinen eigenen alten, franken Vater zu legen. Mehr als einmal zeugten blutige Spuren von der Behandlung, welche der kranke Vater von seinem Sohne erfuhr.

Diese Thaten des unwürdigen Sohnes zwangen endlich die Nachbarn zu einem entschiedenen Schritte. Man machte bei der Behörde die Anzeige von der empörenden Behandlung des schwer kranken Mannes.

Was that nun der ungerathene Sohn? — Als am anderen Tage der Gerichtsdiener erschien und ihm ankündigte, er solle mitgehen, stellte er sich leidend an den Füßen. Trotz alles Sträubens wurde er auf einen Wagen gehoben, und das Pferd trabte dem drei Stunden entfernten Landesgerichte zu. An Ort und Stelle angekommen, will der Gerichtsdiener den angeblich Leidenden beim Aussteigen unterstützen, doch dieser sprang selbst vom Wagen, worauf er zu toben und schrecklich zu fluchen anfieng — doch im nächsten Augenblicke fällt er todt zur Erde. In seinem wahnsinnigen Zorn hatte ihn der Schlag getroffen.

A. Näcker.

## Hundert auf Einen Streich.

Da gab's mal irgendwo auf der Welt einen Handwerksburschen, seines Zeichens ein Schneider, der besaß im Himmel und auf Erden nichts weiter als einen lumpigen Groschen. Mit dem begab er sich auf die Wanderschaft. Wie er so dahin wanderte über Berg und Thal, ohne Raß und Ruh', da ward er sehr hungrig. Er gieng also in ein Wirtshaus und ließ sich für seinen Groschen einen Topf saure Milch geben. Nun aß er tüchtig drauf los; aber da kamen eine entsetzliche Menge Fliegen herbeigeslogen und setzten sich auf seinen Teller. Darob erzürnte sich der Schneider, er schlug in seinem Grimme mit der flachen Hand auf die Fliegen los und nachher zählte er, wie viel er wohl todtgeschlagen habe; da waren's grade hundert todtgefliegen. Dieses fand der Held sehr ergötzlich; er nahm also eine Tafel und schrieb mit großen Buchstaben darauf: „Seht! ich bin Derjenige, der hundert auf Einen Streich todtgeschlagen hat!“ Und diese Tafel band er sich auf den Rücken fest.

Damit wanderte er weiter, ohne Raß und Ruh' immer zu, um eine große Königsstadt herum. Da sah der König vom Altan aus die Aufschrift aus großen Buchstaben und sandte einen Bedienten, um nachzusehen, was dem Gesellen auf dem Rücken geschrieben stünde. Der Diener sah sich's an und berichtete dem König, was darauf stünde. „Schnell, ruf mir den Menschen her!“ sagte der König, „so einen kann ich just gebrauchen.“ Man rief den Schneider herbei. „Warum habt Ihr mich rufen lassen, gnädigster Herr König?“ fragte der Handwerksbursche. „Ich habe dich nur darum rufen lassen,“ antwortete der König, „weil es hier im Walde eine Kapelle gibt, in welcher zwölf Bären herum-

wirtschaften; schon viele Menschen sind darin umgekommen, da dachte ich, du könntest vielleicht den Ungethümen den Garaus machen.“ „Das will ich schon, gnädigster König,“ sagte der Bursche, „gebt mir nur ein halbes Jahr gut Essen und Trinken, dann sollen die Bären nicht weiter ihr Wesen treiben.“

Der König bewilligte das Verlangte. Der Handwerksbursche aber dachte bei sich so: „Wenn ich auch sterbe, so hab' ich doch wenigstens ein halbes Jahr lang flott gelebt, und so was schadet im Grunde nicht.“ Und so aß und trank er denn immer drauf los. Wie das halbe Jahr aber um war, ließ er am Abend zwölf große Fässer Wein in die Kapelle schaffen und eine Menge Brot und Fleisch dazu. Sich selber versteckte er unter die Bänke. Auf einmal kamen brummend zwölf riesige Bären und langten ohne viel Umstände gleich gehörig zu; sie fraßen Alles auf und nahmen dazwischen hinein auch tüchtige Schlückchen. So wurden sie alle von dem Weine trunken. Wie sie nun im Rausche alle durch einander purzelten, kroch unser Schneider unter den Bänken vor und schnitt ihnen flugs die Köpfe ab. Hierauf räumte er in der Kirche wieder ordentlich auf; nur die Bestien ließ er liegen, wo sie lagen.

Am Morgen bei guter Zeit, als der König kaum aufgestanden war, meldete man ihm, daß die Bären allesamt todt seien. Der König wunderte sich nicht wenig, als er die Bären einen wie den andern mausetodt daliegen sah, und er fragte den Bären tödter: „Sag an, wie hast du denn dies angefangen?“

„Na, sie kamen auf mich los und wollten mich zerreißen, aber ich ließ sie alle über die Klinge springen, einen nach dem andern,“ sagte der Bursche.

„Dann hätte ich noch einen andern Auftrag für dich,“ versetzte der König, „wenn du diesen auch ausführst, dann sollst du mein halbes Königreich und meine Tochter dazu haben.“ „Was soll's sein?“ fragte der Schneider zuversichtlich. Der König aber fuhr fort: „Ich besitze einen sehr schönen Garten, darin haufen drei Niesen; wenn du die aus der Welt schaffst, so sollst du kriegen, was ich dir eben versprochen.“ „Recht gern, gnädigster König!“ antwortete der Handwerksbursche, „nur um ein Viertelfahr Zeit bitt' ich und unterdessen stattliche Verpflegung in Allem.“ Er erhielt wiederum, was er verlangte. Auch diesmal wartete er ruhig die ausgemachte Zeit ab, und dies dauerte auch nicht ewig. Als der Tag gekommen, dachte er bei sich selber: „Wie fang ich es nun an, die Niesen umzubringen?“ An alles Mögliche dacht' er hin und her. Endlich gieng er auf den Markt, kaufte sich für etwa zwei Groschen frischen Käse und eine Perche, und als es Abend ward, begab er sich in den Garten, in welchem er gleich am Thore den größten und stärksten der drei Niesen traf.

„Ich weiß wohl, was du willst,“ sagte dieser; „du willst uns Alle umbringen, aber es wird nichts daraus; wir wollen gleich einmal eine Probe machen, wer den andern bezwingen kann. Hier hast du ein Stückchen Stein; wenn du das so zusammendrücken kannst wie ich, dann können wir wohl mit einander ringen.“ und damit zerbrach er den Stein und zerbröckelte die Hälfte; das andere Stück aber reichte er dem Schneider. Der nahm flugs den Käse aus der Tasche, drückte ihn gegen den Stein und zeigte dem Niesen die geschlossene Faust. „Gud' her, Kamerad, das ist was Rechtes, was du kannst; thu' dagegen, was ich mache und drück Wasser aus dem Steine.“ Der Niese probierte

es, aber er brachte es nicht fertig. „Wir wollen noch eine Probe machen,“ sagte er ärgerlich, denn er schämte sich doch. „Hier, meine große Keule, wirf die mal so weit wie ich.“ „Ich will's probieren,“ sagte der Handwerksbursche. Nun faßte der Miese den fürchterlichen Kolben und schleuderte ihn so hoch in die Luft, daß er, als er wieder herunterkam, ein Loch von Mannesdicke in den Erdboden schlug und zwei Klafter tief hineinfuhr. Der Schneider gieng nun hin und wollte ihn wieder herausheben, aber das gelang ihm nicht. Da that er rasch Erde auf die Erdspalte, und ließ sogleich die Lerche aus der Tasche fliegen. Erfreut loszukommen, sauste sie über alle Maßen geschwind in die Höhe, daß man gar nicht wußte, was geschehen war. Der Miese aber wartete immer, bis etwas herunterfallen würde. „Ja Kamerad,“ sagte der Schneider, „da kannst du noch lange warten; der fällt nicht wieder herunter, der ist bis über den Himmel geflogen, Gott weiß in welche Welt.“ Der Miese aber sperrte Mund und Ohren auf und sprach aus ganz anderer Tonart: „Nein, so einen Burschen hab' ich noch nicht gefunden; jetzt seh ich wohl ein, daß ich mit dir nicht anbinden kann; meine beiden Kameraden aber sind noch schwächer, als ich, da nißt eine Probe noch weniger, die können dich nicht bezwingen, aber herrufen will ich sie doch.“ Da pfiff er, und sogleich erschienen die anderen Miesen. „Mit dem Burschen kann's keiner von uns aufnehmen,“ sagte er; „da hab' ich denn gedacht: wenn wir ihn in unsern Bund aufnehmen?“ „J, das wäre ja prächtig!“ versetzten die beiden Miesen; „aber du bist doch einverstanden?“ fragten sie den Schneider. „Ach, mir ist Alles recht, wenns nur dabei gut zu essen und zu trinken gibt.“ Und somit nahmen ihn die Miesen zum Kameraden an.

Sie aßen und tranken hierauf zusammen, bis sie nicht mehr konnten, dann legten sie sich schlafen; aber keiner von allen Bierern wagte ein Auge zuzuthun. Der Handwerksbursche fürchtete sich vor den Riesen und die Riesen vor dem Handwerksburschen — so gieng's die ganze Nacht. Am andern Tage thaten sich die Riesen zusammen und beriethen im Stillen, wie sie vereint ihren Kameraden wohl umbringen könnten. Sobald er schlief, meinte der erste Riese, sollte ihm einer mit der Keule den Schädel einschlagen. Unser Schneider merkte aber gar wohl, daß sie ihm ans Leben wollten; darum holte er sich eine große Blase, die füllte er mit Ochsenblut. Und als er schlafen gieng, legte er sie so zurecht, daß man glauben konnte, sie sei sein wirklicher Kopf. Die Riesen warteten nun, bis er einschliefe. Um darüber ins Klare zu kommen, streckte einer leise den Fuß und berührte mit der Zehenspitze dergestalt den Kopf des Handwerksburschen, d. h. die Blase, daß das Blut ihm bis in die Augen spritzte. Das theilte er voller Freude seinen Kameraden mit, und wie die sahen, daß er über und über blutig war, und der Fußboden auch, da dachten sie, es wäre ihnen gelungen, den Schneider zu tödten, und in ihrer Freude tranken sie so wacker drauf los, bis sie alle Drei dalagen wie Weinfässer. Mehr wollte der Schneider nicht. Wie sie so recht süß schliefen, stürzte er über sie her und schnitt allen Dreien die Köpfe ab.

Am Morgen meldete man dem Könige: die Riesen wären todt. Der König freute sich darüber, solch einen außerordentlichen Mann zum Schwiegersohn zu bekommen und gab auf der Stelle dem Schneider seine Tochter zur Frau.

Wie die beiden getraut werden sollten, empfing der König eine Botschaft, durch welche ihm der Nachbarkönig

Krieg ankündigte. „Ach, mein lieber Sohn,“ bat der König seinen Sidam, „geh' du doch an meiner Statt in den Krieg und führe das Heer gegen den Feind; sieh, ich bin schon alt und habe die Kräfte doch nicht mehr wie du; hernach sollt ihr gleich getraut werden, sowie du aus dem Felde heimkehrst.“ „Recht gern, mein königlicher Herr Vater,“ sagte etwas betreten der Burjche; doch machte er sich gleich auf den Weg. Nun führte man ihm aus des Königs Marstall die schönsten Kriegsrösse vor; aber er wollte keines von allen besteigen, weil er noch niemals in seinem Leben zu Pferde gesessen. Klug genug, befahl er ein gewöhnliches Ackerpferd zu bringen, denn er verlangte keinen Vorzug, wenn es in den Kampf gehe. Da brachte man ihm einen dünnen Ackerpferd, und wie sich der neue Königssohn auf den Schwang, da lachten Alle ringsumher. Er aber machte sich nichts daraus. Wie sie nun auf den Feind stießen, da schaute der des Schlachtlärms ungewohnte Klepper und riß aus über Berg und Thal, querselber. In ihrem blinden Eifer rannte die Mähre wider ein hölzernes Kreuz an, das im Wege stand, und weil dem Reiter nun doch hange ward, er könne aus seiner Höhe herunterstürzen, so umfaßte er das Kreuz krampfhaft. Doch das brach unten ab; dennoch behielt der Held einen guten Theil desselben in den Händen, ließ es auch nicht wieder los. Jetzt entsetzte sich das Pferd noch mehr und stürzte stracks auf den Feind los. Wie der feindliche König den feindlichen Heerführer mit dem Kreuze gewahrte, schrie er laut auf: „Das ist kein ehrlicher Krieg, der Gott der Magyaren selber zieht gegen uns zu Felde.“ Und die Soldaten warfen ihre Waffen weg und liefen davon. Nun wurde der Schneider der Königstochter angetraut, und in seiner Freude übergab ihm der König auch die Regierung.

Das junge Paar hielt eine große prächtige Hochzeit. Aber im Schlafe fieng der junge Gemann an zu sprechen: „Traun! wo ist mein Bügeleisen? wo ist der Zwirn? wo ist die Nadel?“ und dergleichen. Wie die Königstochter solches hörte, konnte sie den Morgen kaum erwarten, um ihren Vater zu fragen, von welcher Herkunft wohl ihr Mann sein möchte, denn er spräche fortwährend von Bügeleisen, Zwirn und Nadel. Der König aber stellte seinen Sidam darüber zur Rede, wie er nur von so närrischem Zeug träumen könne. Der aber antwortete: er wäre gestern vor der Trauung noch bei einem Schneiderlein gewesen, um sich einen Knopf befestigen zu lassen, und da wäre viel von dergleichen Zeug gesprochen worden, darum er wohl davon geträumt habe. Nun erklärte der König seiner Tochter, woher die ganze Träumerei gekommen. Dies befriedigte die junge Königin, und das Paar hat recht glücklich mit einander gelebt. Aber der alte König und seine Tochter wissen bis auf den heutigen Tag noch nicht, von welchem Stoffe der auf den Thron gelangte Nadelheld eigentlich gewesen. Nach G. Saal.

### Rothkellchens Reise per Eisenbahn.

Auf der Eisenbahnstation Molsheim im Elsaß wurde der nachfolgende, für die liebe Jugend sowohl als auch für jeden Thierfreund höchstinteressante Vorgang beobachtet.

In dem freien Raume eines zur Reserve bestimmten Waggons für den Personenverkehr der Eisenbahn hatte ein Rothkellchenpaar sein Nest erbaut. Den ganzen Winter über bis ins Frühjahr hinein war dieser Waggon nicht in Gebrauch gekommen. Das Vogelwärchen sah in demselben die Brütezeit kommen und ungestört vorübergehen. Nun sollte der genannte Waggon in Benützung kommen, in welchem die beobachtenden Eisenbahnbeamten im Neste daselbst vier junge noch

halb nackte Rothkehlchen fanden. Man ließ zwar das Kabinetschen der Boglein unverfehrt und diese ungeschürt, war aber höchst neugierig zu sehen, wie sich die bei der ersten Bewegung des Waggons davon- geflogenen Alten gegenüber dem unfreiwilligen Transporte ihrer Wohnung und Kinder auf der Reichseisenbahn verhalten würden; jedoch hierüber sollte man bald Gewißheit erlangen, denn sobald der Waggon dem zur Abfahrt bereit gestellten Zug eingehängt war, flog die Mutter wieder dem Neste zu, nahm die zarten Kindlein in ihren Schutz, und das Geschraube des Dampfes und Geräffel der Räder kümmerte sie ganz und gar nicht. Auf diese Weise machte die Mutter mit ihren Kindern, wahrscheinlich zum ersten Male gemeinschaftlich ihre Eisenbahreise von Molsheim nach Muzig und zurück. Bei der Wiederankunft in Molsheim wetteiferte sozulagen das Elternpaar in dem unermüdblichen Bestreben, Nahrungsmittel für die Jungen herbeizuschaffen und sie denselben zuzutragen. Diese Reise von Molsheim nach Muzig und zurück wurde täglich viermal zurückgelegt. Jedes Mal war das Weibchen pünktlich zur Abfahrt da und sorgte bis zum letzten Augenblicke um die Abgung ihrer Lieblinge. Das dauerte nur so lange, bis eines Tages auch die Jungen ihre Flügel zu gebrauchen im Stande waren, und unter der Führung ihrer Eltern ihr fahrendes Nest auf Nimmerwiederkehr verließen.

Das Männchen wartete stets zur Stelle auf Weibchen und Kinder bei deren Zurückkunft nach Molsheim; daß es aber die Eisenbahreise auch nur Einmal mitgemacht hätte, ist nicht beobachtet worden.

Hermann Feith.

### August Petermann.

In Gotha in Deutschland starb im Oktober 1878 ein sehr verdienstvoller Mann: August Petermann. Derselbe war am 18. April 1822 zu Bleicherode am Harz geboren, hatte somit ein Alter von 56 Jahren erreicht. Schon in früher Jugend entwickelte sich in ihm eine besondere Vorliebe für Geographie, welche ihn auch veranlaßte, nach absolvierten Gymnasialstudien in die Berghaus'sche

geographische Kunstschule in Potsdam zu treten, in welcher er eine so tüchtige Ausbildung erhielt, daß er nach sechs Jahren, nämlich 1845, einen Ruf nach Edinburgh erhielt,



August Petermann.

um daselbst in hervorragender Weise an der von A. K. Johnston unternommenen englischen Bearbeitung des Berg-haus'schen „Physikalischen Atlas“ mitzuwirken. 1848 ließ

er sich in London als Kartograph nieder, gab nun eine Reihe bedeutender Kartenwerke heraus und lieferte außerdem vielfache geographische Fachartikel. Sein Name hatte bald vollen guten Klang und wurde auch in weiteren Kreisen bekannt durch die engen Beziehungen, in welche Petermann zu den Afrika-Reisenden Richardson, Barth, Vogel und Overweg trat. 1854 kehrte der Gelehrte wieder in seine deutsche Heimat zurück, und zwar trat er in J. Berthes' geographisches Institut in Gotha ein. Hier fand er ein reiches Feld für seine Thätigkeit. Er war zunächst mit fortwährenden Ergänzungen und Erweiterungen des Stieler'schen Atlas beschäftigt und gab die monatlich erscheinenden „Mittheilungen von J. Berthes' geographischem Institut“ heraus, welche, mit vorzüglichen Karten versehen, bald einen Welt-ruf erlangten. Ein weiteres nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst erwarb sich Petermann durch die Anregung und Förderung wissenschaftlicher Expeditionen. Ihm ist das Zustandekommen der Heuglin'schen Expedition ins Innere Afrikas und die Beurnmann'sche Reise nach Bornu zu danken. Die Reisenden Kohlfs, Mauch, Schweinfurt und Nachtigal förderte er durch Aufbringung von Geldmitteln. Seit 1865 wirkte der Verstorbene unablässig für die arktischen Expeditionen und brachte auch eine Reihe deutscher und ausländischer in Fluss. In Petermann verliert Deutschland einen hochverdienten Bürger, die geographische Wissenschaft einen ihrer unermüdlichsten Vorkämpfer.

## Die Quästenburg.

Am Ende des Harzgebirges steht in einer wunderschönen Gegend die Ruine der sehr alten Quästenburg. Zur Zeit, als diese Burg noch tapfere Ritter, schöne Frauen und eine Menge Diener bewohnten, war der Besitzer ein edler, geachteter Mann. Seine Unterthanen liebten ihn wie ihren Vater, und der besondere Liebling aller war sein fünfjähriges Töchterlein. Die Frau des Ritters ruhte schon einige Jahre in der Erde, und er hatte Niemanden als sein Kind, welches er aber wie seinen Augapfel hütete. Eines Tages verirrte sich das Mädchen in dem Walde, welcher das Schloß umgab. Am Abend fand es ein Stöhler nicht weit von seiner Hütte ruhig sitzend, beschäftigt, sich einen Kranz aus Blumen zu flechten. Er fragte das Kind, woher es komme, wie es heiße, was es wolle, wer Vater und Mutter seien? — Von Allem wußte das Kind nur, daß die Mutter todt sei, und der Vater „Kurt“ heiße. Dem Stöhler blieb nichts übrig, als das Mädchen mit sich zu nehmen, indem dort hunderte von Bewohnern Kurt hießen.

Der Burgherr war trostlos über den Verlust seines Kindes. Alle Knappen und Dienstmannen wurden ausgeschiedt, um den Liebling zu suchen. Nach vielen kummervollen Tagen fanden endlich einige Bewohner von Nota das Kind vor der Hütte des Stöhlers.

Mit lautem Jubel wurde es nach der Burg gebracht, und dem trauernden Vater übergeben, der es freudetrunken in seine Arme schloß. Einen Kranz nannte man damals Quäste. Zum Andenken an diese Begebenheit nannte der Ritter sein Schloß, das sonst Finsterberg hieß, die Quästenburg, und bewahrte den Kranz seiner Tochter wie ein Heiligthum auf.

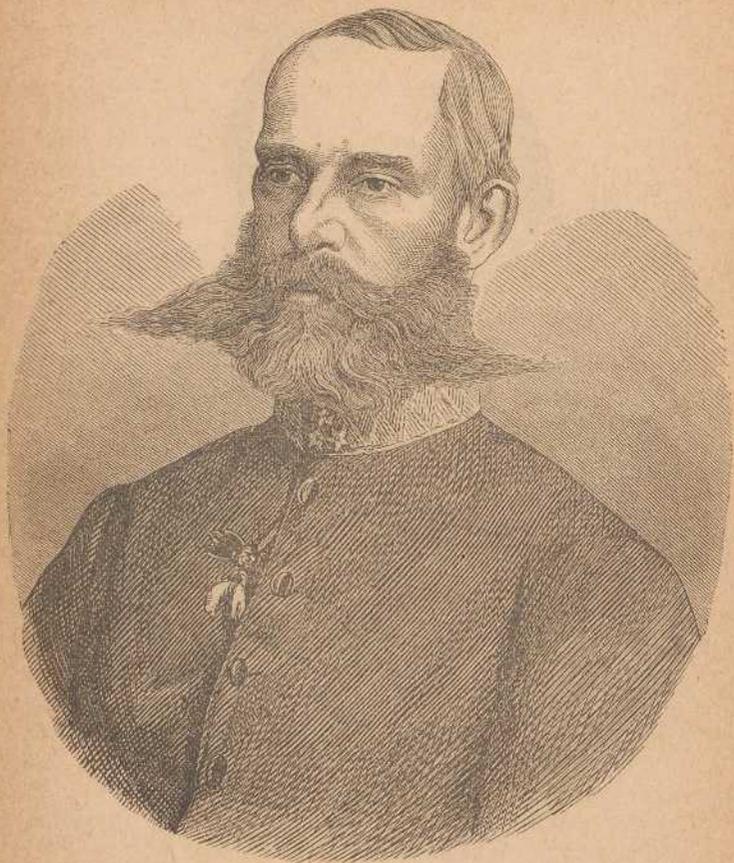
Dem Köhler gab er reiche Belohnung, und der Gemeinde Kota schenkte er die Wiese, worauf der Köhler das Mädchen gefunden hatte.

A. Näcker.

## Zwei Erzherzoge.

Unter den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses befinden sich manche durch edle Eigenschaften hervorragende Erzherzoge. Einer von diesen ist der Erzherzog Rainer. Sein Geburtstag fällt auf den 11. Januar 1827. Erzherzog Rainer steht dem Herzen des ganzen österreichischen Volkes sehr nahe; dazu trägt besonders der Umstand bei, daß er stets auf der Seite des Volkes gestanden und stets dafür eingetreten ist, daß das Volk auch gewisse Freiheiten erlange. Er ist der liberalste Prinz. Alles, was das Wohl des Volkes fördert, namentlich auch gute Schulen, liegen ihm am Herzen. Als im Jahre 1873 die Weltausstellung in Wien stattfand und im Prater ein Schulhaus errichtet war, da war es Rainer, der sich zur Eröffnung dieses Hauses mit einfand. Solche Tüge werden nicht vergessen, sondern bleiben dem Volke in dankbarer Erinnerung. Rainer bekleidet den Rang eines k. k. Feldzeugmeisters und ist Kommandant der österreichischen Landwehr. Seine Gemahlin ist die Erzherzogin Maria, eine Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl.

Ein zweiter Erzherzog, den wir hier im Bilde vorführen, ist Karl Ludwig. Derselbe ist ein Bruder des Kaisers und am 30 Juli 1833 geboren. Wie Rainer bekleidet auch er den Posten eines k. k. Feldzeugmeisters. Seine Gemahlin ist Erzherzogin Maria Theresia, eine Tochter des portugiesischen Prinzen Dom Miguel. Er ist der Vater von vier Kindern, während die Ehe Rainer's kinderlos geblieben ist.



Erzherzog Rainer.



Erzherzog Karl Ludwig.

## Die Herbstzeitlose.

Wenn das Grummet eingesammelt und die Wiese leer von Gras und Blumen ist, so erscheint die Herbstzeitlose mit ihrer lilafarbigten Blüte in großer Menge. Ein merkwürdiges Gewächs ist diese Blume. Andere Gewächse blühen im Frühling oder Sommer und bringen bald darnach auch ihre Früchte; die Zeitlose aber blüht im Herbst und verwelkt im Herbst und von einer Frucht derselben kannst du in demselben Jahr keine Spur mehr sehen. Wer nicht wüßte, was es mit dieser Pflanze für eine Bewandtnis hat, der könnte meinen, sie blühe jedes Jahr vergeblich. Dem ist aber nicht so; der nächste Sommer wird es zeigen. Weil sie nicht die Zeit der andern Blumen einhält, heißt sie die Zeitlose.

Die Herbstzeitlose ist ein lilienartiges Gewächs. Tief unten in der Erde hat sie eine eirundliche, auf einer Seite plattgedrückte Zwiebel, welche sehr scharfe Säfte hat und innen weiß aussieht, außen aber mit trockenen, braunen Häuten umgeben ist. Die Röhre, welche von der Wurzel bis zur Blütenhülle hinaufgeht, ist gegen 15 cm lang. Die Blütenhülle ist einfach, wie bei allen Liliengewächsen. Die sechs Staubfäden sind an der Blütenhülle befestigt und tragen pfeilsförmige Staubbeutel. Die drei Griffel, welche in der Mitte stehen, sind sehr lang, weil sie unmittelbar aus der Wurzel durch die lange Röhre heraufkommen. Die Blüten erscheinen im Herbst; erst im nächsten Frühjahr kommen auch 3—4 große, aufrechte Blätter hervor. Zwischen denselben ist die Frucht, welche in zwei aufgeblasenen, etwas verwachsenen, vielsamigen Kapseln besteht. Sie wird reif zur Zeit der Heuernte; da müssen vor ihren giftigen Samenförnern alle Jahre die kleinen Kinder gewarnt werden.

## Die Beutelmeise. *Aegithalus pendulinus*.

Dieser Vogel hat seinen Namen von dem künstlichen Neste, das er baut. Seine Heimat ist der Osten unseres Erdtheils und der größte Theil Asiens, wo er in der Nähe von Seen oder mit Schilf bewachsenen Teichen und Flüssen oder Sümpfen seinen Wohnsitz aufschlägt. Im Walde findet man ihn nie. Er ist nicht größer als die Kohlmeise. Sein Nest gleicht einem ovalen Beutel. Die Spitze desselben befestigt der Vogel mit feinen, ineinander geflochtenen Graspfasern an das Ende eines über dem Wasser hängenden Zweiges. Der Eingang befindet sich an der Seite, ist rund und steht auswärts wie eine kurze Röhre. Wenn der Vogel das Nest anlegen will, so umwindet er vorher die Zweige, die es tragen sollen, mit zarten Fasern und baut dann mit Graspfasern, Pflanzenwolle, Hanf und Bast weiter fort. Die inneren Wände füttert er mit weichen Haaren und Wolle aus. Jetzt legt das Weibchen sieben weiße Eier, deren Schale äußerst zart und dünn ist. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und füttern ihre Jungen gemeinschaftlich groß, hauptsächlich mit zarten Raupen und Fliegen, sowie mit Kerfen.

A. Natter.

## Morgengesang.

Noch, mit tausend Scheinen  
bricht der Morgen an,  
Vogelzug in Hainen  
tönet himmelan.

Ich will auch dich loben  
mit den Vögeln klein,  
Himmelsvater droben!  
Lass heut' fromm mich sein!  
F. Arnsfelder.

## Von den sieben Simeonen.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau; die lebten viele Jahre zusammen und hatten noch keine Kinder, und waren schon hoch bejahrt. Und sie beteten zu Gott, daß er ihnen ein Kind schenken möchte, das ihnen im Alter beistehe, doch sie beteten lange Zeit, ohne daß ihr Gebet erhört wurde. Aber nach sieben Jahren kamen sieben Söhne auf ein Mal, welche alle Simeon genannt wurden. Indessen erfreuten sich Vater und Mutter nicht lange ihrer zahlreichen Nachkommenschaft. Sie starben beide, als die Jungen kaum zehn Jahre alt waren. Diese suchten sich nun weiter fortzuhelfen, so gut es gieng, und bearbeiteten gemeinschaftlich ihre ererbten Feldgrundstücke.

Da begab sich's einmal, daß Zar Ador bei ihnen vorüberfuhr und sie arbeiten sah auf dem Felde, und er wunderte sich, daß so junge Bürschlein ihre Felder selbst bestellten. Deshalb schickte er zu ihnen einen Bojar oder obersten Edelmann und ließ sie fragen, wessen Kinder sie wären. Der Bojar kam zu den Simeonen und fragte sie, warum sie noch so jung schon so schwere Arbeit verrichten. Darauf antwortete der älteste Simeon, sie seien Waisen, hießen alle Simeon und hätten Niemanden, der für sie Sorge. Der Edelmann gieng von ihnen und berichtete dies dem Zaren Ador, welcher sich darüber sehr wunderte und sie mitzunehmen befohl.

Als der Zar in das Schloß kam, versammelte er alle seine Bojaren, fragte sie um Rath und sprach: „Meine Herren Bojaren! Ihr seht hier sieben Waisen, welche keine Anverwandte haben; ich will sie so erziehen, daß sie mir später dafür danken sollen, und darum frage ich euch, in

welchem Handwerk oder in welcher Kunst ich sie unterrichten lassen soll." Darauf antwortete Einer für Alle: „Gnädiger Herr, da sie jetzt schon so reif herangewachsen sind und ihren Verstand haben, so möchte es wohl das Beste sein, jeden Einzelnen zu befragen, welches Handwerk oder welche Kunst er erlernen will.“ —

Der Zar billigte diese Antwort und begann den ältesten Simeon zu fragen: „Sage mir, welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ Da antwortete ihm Simeon der Erste: „Eure Majestät, ich will keine Kunst lernen, aber wenn Ihr befehlt, in der Mitte Eures Hofes eine Schmiede zu bauen, so würde ich für Euch eine Säule schmieden, die hinan zum Himmel reicht.“ Der Zar sah ein, daß er nicht nöthig habe, diesen Simeon Etwas lehren zu lassen, weil er schon so ein gewaltiger Schmied war und dieses Handwerk so künstlich auszuküben verstand, aber er glaubte doch nicht, daß er eine Säule bis zum Himmel schmieden könne. Deswegen ließ er eine Schmiede in der Mitte seines Hofes bauen, und also begann der Älteste in dieser Schmiede sein Werk.

Darauf fragte der Zar den zweiten Simeon: „Und du, mein Junge, welches Handwerk oder welche Kunst willst du erlernen?“ Dieser antwortete: „Eure Majestät, ich will weder ein Handwerk noch eine Kunst erlernen; aber wenn mein ältester Bruder die eiserne Säule geschmiedet hat, so werde ich auf den Gipfel dieser Säule steigen, in allen Königreichen mich umsehen und dir sagen, was in jedem Reiche geschieht.“ — Der Zar fand, daß man auch diesen Sohn nichts zu lehren brauche, weil er gerade schon genug wisse.

Darauf fragte er den dritten Simeon: „Welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ Dieser antwortete: „Eure Majestät, ich will weder ein Handwerk noch eine

Kunst erlernen, aber wenn mein ältester Bruder mir ein Beil schmiedete, so würde ich damit blitzschnell ein Schiff erbauen.“ — Da rief der Zar aus: „O, solche Meister thun mir nöthig!“

Darauf fragte er den vierten Simeon: „Du, vierter Simeon, welches Handwerk oder welche Kunst willst du erlernen?“ — „Eure Majestät, ich will nichts erlernen, aber wenn mein dritter Bruder ein Schiff erbaut hat und das Schiff wird von den Feinden angefallen, so will ich es am Schnabel fassen und es ins unterirdische Reich geleiten, und wenn der Feind abgesegelt ist, so werde ich es auch aufs offene Meer steuern.“ Der Zar erstaunte über solche Wunderkraft und sagte zu ihm: „Auch du brauchst nichts zu lernen!“

Darauf fragte er den nächsten Simeon: „Und du, fünfter Simeon, welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ — „Ich will nichts erlernen, Eure Majestät,“ sagte der fünfte Simeon, „aber wenn mein ältester Bruder eine Flinte schmieden möchte, so werde ich mit dieser Flinte jeden Vogel oder jedes Ding in der Luft anschießen, es mag so weit sein, als es will, wenn ich's nur sehe.“ — „So wirst du ein trefflicher Jäger sein!“ sagte der Zar zu ihm.

Darauf fragte er den sechsten Simeon: „Du, Simeon, welche Kunst willst du betreiben?“ — „Eure Majestät,“ sagte Simeon, „ich will keine Kunst betreiben; aber wenn mein fünfter Bruder in der Luft einen Vogel angeschossen hat, so werde ich ihn nicht auf die Erde fallen lassen, sondern ihn in der Luft fangen und Eurer Majestät zutragen.“ — „Du bist auch nicht übel geschickt,“ sagte der Zar zu ihm.

Darauf fragte der Zar den letzten Simeon: „Und du, Simeon, welches Handwerk oder welche Kunst willst du lernen?“ — „Majestät,“ antwortete der letzte Simeon, „ich

will weder ein Handwerk noch eine Kunst lernen, denn ich verstehe ohnedies ein gutes Handwerk.“ — „Was für ein Handwerk verstehst du denn?“ fragte der Zar. „Ich verstehe gar trefflich zu stehlen,“ antwortete er, „daß es kaum einer besser versteht, als ich.“

Als der Zar von einer so üblen Kunst hörte, wurde er zornig und sprach zu seinen Bojaren: „Meine Herren, sagt mir, was rathet ihr mir, sollte man diesen diebischen Simeon nicht bestrafen? . . . welchen Tod soll er erleiden?“ — „Majestät,“ sagten die Räthe, „warum soll man ihn gleich mit dem Tode bestrafen? Vielleicht ist er ein besonderer Dieb und kann uns im Nothfalle sogar nützlich werden.“ — „Wie so denn?“ fragte der Zar. „Auf solche Weise,“ meinten die Edeln: „Eure Majestät wirbt schon zehn Jahre um die Hand der schönen Zarin Helene, aber ihr könnt sie nicht bekommen und habt schon so viel Heere und Geld daran gewendet, und dieser diebische Meister Simeon könnte vielleicht die schöne Zarin auf irgend eine Weise für Eure Majestät stehlen.“ Da antwortete der Zar: „Ihr sprecht die Wahrheit, meine Freunde!“ Und er wendete sich zu dem diebischen Simeon und sprach: „Nun, Simeon, kannst du durch sieben und zwanzig Länder in das dreißigste Königreich wandern und mir die schöne Königin Helene zur Stelle schaffen? Wenn du sie richtig stichst, werde ich dich reichlich belohnen.“ — „Das sei unsere Sache,“ antwortete Simeon, „sobald Ihr es befehlet.“ — „Ich befehle nicht bloß, sondern ich bitte dich, verweile nicht länger an meinem Hofe und nimm dir Kriegersleute und Geld, so viel du haben willst.“ — „Ich brauche weder deine Heere noch deine Schätze, entlasse nur uns Brüder alle zusammen; denn ohne meine Brüder kann ich nichts ausrichten.“ — Der Zar wollte

Anfangs nicht gern alle Simeonen auf einmal entlassen; allein, so leid es ihm auch that, so sah er sich doch genöthigt, sie alle zusammen zu heurlauben.

Unterdessen hatte der älteste Simeon die eiserne Säule in der Schmiede auf dem Schlosshof schon vollendet. Der zweite kletterte hinauf und sah sich nach allen Seiten um, um das Reich des Vaters der schönen Helene auszukundschaften. Plötzlich rief er dem Zaren Abdor zu: „Eure Majestät, hinter sieben und zwanzig Ländern im dreißigsten Königreiche sehe ich die Zarin, die schöne Helene am Fenster sitzen. O! wie sie schön ist!“ Der Zar, dadurch noch mehr angefeuert, sagte nun zu den Simeonen: „Meine Freunde, macht euch heute noch stracks auf den Weg und kommt bald wieder. Ich kann nun einmal ohne die Zarin, die schöne Helene, nicht leben.“

Der Älteste schmiedete nun dem Dritten eine Flinkte und verschaffte, was zur Reise, d. h. an Zehrung nothwendig ist. Der diebische Simeon aber nahm eine Kage mit sich und dann begaben sie sich auf den Weg. Der diebische Simeon hatte diese Kage so an sich gewöhnt, daß sie ihm überall wie ein Hund nachlief, und wenn er stehen blieb, stellte sie sich auf die Hinterpfoten, schmeichelte ihm und schnurrte. So setzten sie ihren Weg fort, bis ans Ufer des Meeres, über welches sie hinweg segeln mußten. Lange suchten sie am Ufer des Meeres umher nach Holz, um ein Schiff zu erbauen. Endlich fanden sie eine ungeheure Eiche. Der dritte Simeon griff nun zum Beil und hieb flugs die Eiche an der Wurzel um, und aus derselben arbeitete er blitzschnell ein Schiff; es ward segelfertig gemacht und in den Bauch des Schiffes wurden verschiedene kostbare Waren geschafft, alle Simeonen bestiegen nun das Fahrzeug und segelten ab.

Nach einigen Monaten kamen sie glücklich an das Ziel ihrer Reise. In dem Hafen angelangt, warfen sie die Anker aus. Den folgenden Tag nahm Simeon, der Schlaupf, seine Kaze, und gieng mit ihr in die Stadt. Er kam auch an das Schloß des Zaren und blieb vor den Fenstern der Prinzessin Helene stehen. Sogleich stellte sich seine Kaze auf die Hinterpfoten, sieng an zu schmeicheln und zu schnurren. Man muß aber wissen, daß in diesem Reiche noch Niemand eine Kaze gesehen hatte und Niemand wußte, was dies für ein Thier sei. Die schöne Zarin Helene saß um diese Zeit am Fenster, und als sie die Kaze erblickte, schickte sie alsbald eine ihrer Zofen, um sich zu erkundigen, was das für ein Geschöpf und ob es nicht zu verkaufen sei, und was es kosten solle. Die Zofe eilte alsbald zu Simeon und richtete ihren Auftrag aus. Simeon antwortete: „Meldet Ihrer Majestät, der schönen Helene, daß dieses Thier „Kaze“ genannt wird; allein zu verkaufen ist es nicht; wenn es Ihrer Majestät aber so gefällig ist, so werde ich es ihr als Geschenk verehren.“ — Die Zofen liefen in das Gemach und meldeten, was Simeon besagt hatte. Darüber freute sich die Zarin Helene sehr, verließ selbst ihre Zimmer und fragte Simeon persönlich, ob er die Kaze wirklich nicht verkaufe. Simeon aber sprach zu ihr: „Majestät, die Kaze verkaufe ich nicht, aber wenn es Euch gefällig ist, so schenke ich sie Euch.“ Die Zarin nahm flugs die Kaze auf ihre Arme, begab sich in ihre Zimmer und befahl dem Simeon, ihr zu folgen. Als sie in das Schloß kamen, suchte die Zarin ihren Vater, den Zaren, auf, zeigte ihm die Kaze und erzählte diesem, daß ein Fremder ihr das Thier geschenkt habe. Der Zar befah sich die Kaze von allen Seiten, freute sich sehr über dieselbe und befahl, den schlaunen Simeon zu

ihm zu rufen, und als dieser kam, wollte ihn der Zar für die Kaze mit Schätzen belohnen. Da aber Simeon nichts annahm, sprach der Zar zu ihm: „Mein Freund, dann wohne einstweilen in meinem Hause; unterdessen wird sich die Kaze in deiner Gegenwart besser an meine Tochter gewöhnen.“ Aber Simeon spürte keine Lust dazu und sagte zu dem Zaren: „Eure Majestät, ich würde mit großem Vergnügen in Eurem Hause wohnen, wenn ich nicht meine Wohnung auf meinem Schiffe hätte, auf dem ich in Euer Reich gekommen bin, und das mag ich Niemandem vertrauen; aber wenn Euch also beliebt, so werde ich jeden Tag Eurer Majestät aufwarten und die Kaze an Eure liebe Tochter gewöhnen.“ Darauf bat ihn der Zar, jeden Tag bei Hofe zu erscheinen.

Seitdem gieng Simeon jeden Tag zu der schönen Zarin Helene. Einstmals aber sagte er zu ihr: „Eure Majestät, ich komme schon lange zu Euch; aber ich bemerke nicht, daß Ihr irgend wohin spazieren gehet. Wenn Ihr nur einmal auf mein Schiff kommen woltet, so würde ich Euch viele schöne Goldstoffe und Schmuck zeigen, wie Ihr dergleichen noch nie gesehen habt.“

Die Zarin begab sich sogleich zu ihrem Vater und bat ihn um die Erlaubnis, auf dem Quai spazieren gehen zu dürfen. Der Zar gestattete es und befahl, daß die Wärterinnen und Zofen ihr folgen sollten. Sobald sie auf den Quai kamen, bat Simeon die Zarin, sein Schiff zu bestiegen, und nachdem sie dies gethan, zeigten Simeon, der Schlaupfopf, und seine Brüder der Zarin verschiedene werthvolle Waren. Darauf sagte der jüngste Simeon zur schönen Helene: „Befehlet nun Euren Wärterinnen und Zofen, das Schiff zu verlassen, denn ich will Euch kostbare Dinge zeigen,

die jene nicht sehen dürfen." Die Zarewna befahl ihrem Gefolge sogleich ans Land zu gehen. Und nun ließ Simeon, der Schlaupf, durch seine Brüder die Untertane kappen, und mit allen Segeln ins offene Meer steuern. Unterdeffen legte er selbst der Zarin verschiedene Waren vor und beschenkte sie mit mehreren. Also verflossen einige Stunden. Endlich sagte die Zarewna, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, denn der Vater würde sonst zürnen. Und sie verließ die Kajüte; da aber sah sie, dass das Schiff sich bereits in offener See befand, und dass die Ufer schon verschwunden waren. Daber schlug sie sich an die Brust, verwandelte sich sogleich in einen Schwan und flog auf. Der fünfte Simeon ergriff jedoch seine Flinte und schoss sie an, und der sechste ließ sie nicht ins Wasser fallen, sondern fieng sie in der Luft auf und brachte sie auf das Schiff, wo die Zarin wieder zur Jungfrau wurde.

Da die Wärterinnen und Zofen, welche auf dem Quai warteten, sahen, dass das Schiff mit der Zarin auf und davon segelte, eilten sie zu dem Zaren und erzählten ihm Simeons Betrug. Da befahl der Zar, dass sogleich seine ganze Flotte den Flüchtigen nachjage. Schon war diese dem Schiffe der Simeonen sehr nahe, als der vierte Simeon das Schiff beim Schnabel fasste und in die unterirdische Welt steuerte.

Die Gebrüder Simeon aber kehrten glücklich in ihre Heimath zurück und geleiteten die schöne Zarewna Helene in den Palast des Zaren Abdor, welcher den Simeonen für so große Dienste die Freiheit schenkte und noch dazu Gold und Silber und edle Gesteine in Menge. Er selbst aber lebte lange Jahre mit der schönen Zarin in Freude und Glück.

## Erzherzog Johann.

Johann Baptist Josef Fabian Sebastian, Erzherzog von Oesterreich, wurde zu Florenz am 20. Jänner 1782 geboren. Er war der sechste Sohn des Kaisers Leopold II. und der spanischen Infantin Marie Luise. Sein Tod erfolgte am 10. Mai 1859 in Graz. In Schöna bei Meran ließ er sich eine prachtvolle Gruft erbauen, wohin sein Leichnam 1869 gebracht wurde, denn begraben wollte er in jenem Lande sein, welches er in den Kriegen gegen Napoleon I. einst unterjükt hatte, und für dessen Wiederanschluß an Oesterreich er so lebhaft wirkte. Prinz Johann wurde von den Steirern wie ein Vater geliebt. Am 8. September l. J. hat sich ganz Steiermark gerüstet, das Andenken des geliebten Erzherzogs zu feiern. An diesem Tage wurde in Graz das Standbild des Prinzen Johann enthüllt. Die Bewohner Steiermarks haben auch alle Ursache dankbar zu sein. Weder die Landwirthschaft noch die Industrie, weder das Verkehrsweisen noch die Schulzustände wären so, wie alles heute ist, hätten die Steirer den Prinzen Johann nicht gehabt. Mit gutem Beispiele pieng er voran; sein praktischer Sinn, sein heller Verstand, sein Einfluß und besonders seine Liebe zum Volke waren es, die ihn zum Schutzgeiste dieses Landes machten. Die ganze moderne Entwicklung Steiermarks ist sein Werk. Wie volksthümlich Prinz Johann war, und wie sehr ihn die Leute liebten, zeigen viele Anekdoten. Eine der reizendsten möge hier Platz finden.

An der Salza lebte ein armer Kleinhäusler. Seine Hütte war ringsum von Hollundersträuchen, Sambucus nigra, bewachsen und der Eigenthümer hieß der Holler-Wastl. Am

Sonnenwendtage, am Feste Johannes des Täufers, ist es in Steiermark Sitte, die Blüten des Hollerstrauches zur Bereitung der Hollerstrauben zu verwenden. Es wird nämlich die Blütendolde in Eierteig getaucht und in heißem Schmalz ansgebacken. Nach wenigen Minuten hat man die Kuchenstraube fertig geschmort. Der Blütenduft macht ein solches Eiergericht zur köstlichsten Speise. Unser Wasfl hörte einmal, daß Prinz Johann zum Sonnenwendtage in der Gegend sei. Schnell war er bereit, dem geliebten kaiserlichen Herrn zum Namensfeste eine Aufmerksamkeit zu erweisen, denn daß Prinz Johann einen anderen Johann zum Namensheiligen habe, war beim Wasfl gar nicht denkbar. Er schickte dem Erzherzog drei schöne Forellen, die er eigenhändig gefangen; dieser war so fein, den Irrthum des gutmeinenden Spenders nicht richtig zu stellen, sondern die gute Meinung freundlichst zu entgegnen. Er wußte auch, daß Wasfl einen guten Schlaf habe, wie alle Holzhauser, denn ein solcher war unser Spender, und darauf rechnete der Erzherzog, um einen lustigen Streich zu spielen. In der Nacht machten mehrere Männer in der Nähe des Häuschens Feuer, nachten mit heißem Schmalz und Eierteig den Büschen, und ließen die Blüten so lange hineinhängen, bis Kuchen um Kuchen fertig gebacken war. Als am Morgen das Weib des Holler-Wasfl aus den Fenster sah, schrie sie:

„Ah, Zehrtl, wer hält uns denn heut schon Strauben zum Fenster herein?“ „Eine Strauben?“ fragte Wasfl und sprang aus dem Bette. Als beide vor die Thür kamen, blieben sie wie angewurzelt stehen. Alle Zweige des Hollerstrauches hingen schwer nieder, aber statt der Blüten waren herrliche Kuchen daran, die einen köstlichen Duft verbreiteten. Voll Freude weckte Wasfl seine Kinder, um den Sonnenwendtag

ordentlich zu feiern, aber das Weib wollte keinen Bissen essen, indem sie das Ganze für einen Hegenstput der Johannisnacht hielt. Als aber in aller Morgenfrühe der Erzherzog an dem Häuschen vorüber gieng und freundlich über den Baum grüßte, wußten die Leutchen gleich, wer der vortreffliche Koch gewesen, und ließen sich die Bescheerung wohl schmecken. Das Häuschen ist längst zerfallen, aber die Hollersträucher stehen und heißen heute noch im Volksmunde „der Prinzenholler“.

K. Rädler.

## Fabeln.

### Der Wolf und das Lamm.

Mit zahlreichen Wunden bedeckt flüchtete ein Wolf aus den Händen seiner Verfolger in den Wald.

Bald darauf kam des Weges ein Lamm, und als der Wolf desselben ansichtig wurde, klagte er: „O hätte ich nur einen Trunk Wasser!“

Das Lamm holte das Verlangte aus der nahen Quelle, denn es dachte: „Der kann mir doch nichts anhaben.“

Als das Lamm aber den Labetrunk reichte, biß der Wolf es todt.

### Die zwei Füchlein.

Zwei junge Füchlein waren in Gefahr von Hunden gefangen zu werden, kamen aber vermöge ihrer List in Sicherheit.

Jedes rühmte sich der Ketter von beiden zu sein, und darüber kamen sie in Streit, der bald in Rauferei ausartete.

Wuthentbrannt stürzten die jungen Keineckchen aufeinander, und bemerkten ihre Verfolger, die durch den Lärm die verlorne Spur wieder gefunden, nicht eher, als bis diese ihnen schon an den Leib rüßten und sie zu Gefangenen machten.

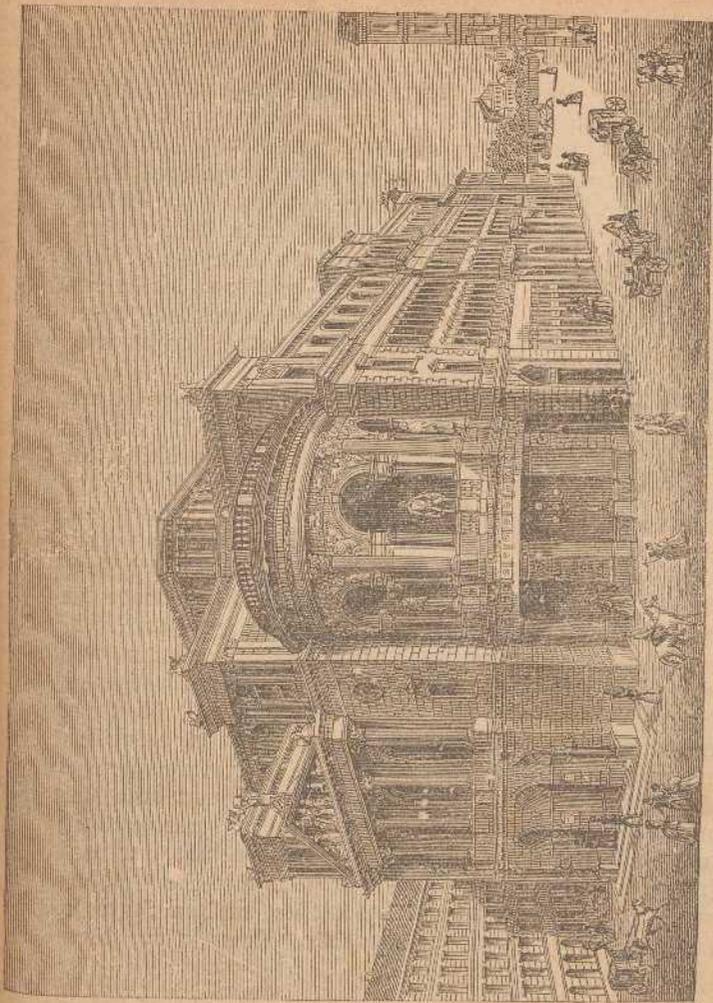
Karl Prinz.

## Wanderungen in Wien.

In Wien gibt es im Ganzen 7 Theater, die von Bedeutung sind: das Burgtheater, das Operntheater, das Ringtheater, das Stadttheater, das Theater an der Wien, das Josephstädter Theater und das Karl-Theater. Betrachten wir uns heute das Stadttheater.

Das Stadttheater ist ein ziemlich neues Gebäude. Es wurde im Herbst 1872 vollendet und seiner Bestimmung übergeben, ist also erst 6 Jahre alt. Die Mittel zur Erbauung desselben wurden von einer Anzahl wohlhabender Kunstfreunde und Bürger aufgebracht, und zwar gegen Actienscheine, die ihren Besitzern gewisse Rechte, namentlich Freiplätze im Theater sichern. Der Architekt, welcher die Pläne zum Gebäude geliefert hat, heißt Fellner. Das Haus ist von außen betrachtet nicht gerade von imponierender Größe oder Pracht, es bewahrt in seinen Formen vielmehr eine gewisse Einfachheit. Doch ist es keineswegs jeder Zierde baar. So ist sein Erker geschmückt mit drei Marmor-Statuenbildern, welche die Dichter Shakespeare, Goethe und Schiller darstellen. Das Innere ist sehr prachtvoll ausgestattet. Der Zuschauerraum enthält außer dem Parterre drei Gallerien und bietet Raum für 2600 Personen. Sehr hübsch ist auch der Vorhang, welcher die Bühne verdeckt; auf diesem Vorhange befinden sich Figuren, welche der berühmte vaterländische Maler Makart entworfen hat und die mit einem von Shakespeare geschriebenen Stücke, dem „Sommernachtstraum“ im Zusammenhang stehen.

Der Direktor des Stadttheaters, der zum Bau desselben auch die erste Anregung gegeben hat, ist, wie unsere jungen Leser bereits von früher her wissen, Heinrich Laube.

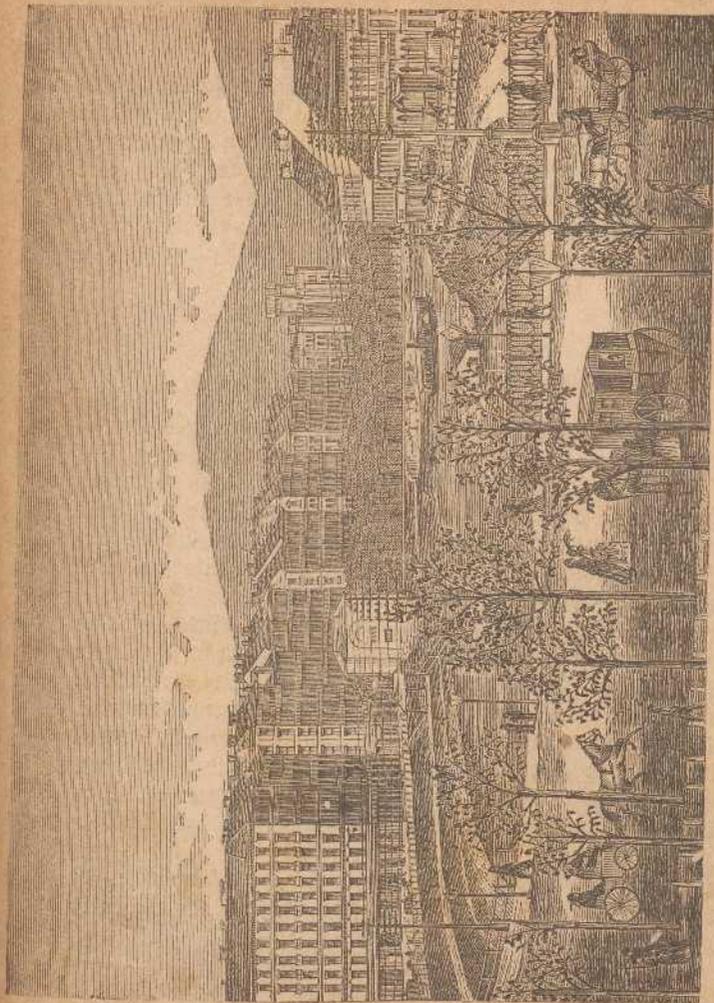


Stadttheater.

Das Theater hat schon schwere Zeiten durchgemacht; da es nicht so viel einbrachte, als zu seiner Erhaltung nöthig war, dachte man schon daran, es als Theater aufzulassen und das Gebäude einer andern Bestimmung zuzuführen; allein durch die Opferwilligkeit der Actionäre gelang es, die Gefahr abzuwenden. Gegenwärtig hat es einen guten Zuspruch und es darf eine Auflassung wohl nicht mehr befürchtet werden.

Der Platz, auf dem das Theater steht, heißt die Seilerstätte. Es mögen dort in längst vergangenen Zeiten Seilerbahnen gewesen sein. Gegenwärtig befinden sich in jener Gegend aber viele Neubauten.

Verlassen wir nun die Seilerstätte und begeben wir uns in einen weit davon entfernten Stadttheil, an die Donau, auf den Franz Josephs-Quai (Sprich: Kääh). Unter Quai versteht man so viel als Uferstraße. Der Franz Josephs-Quai schließt sich an die prächtvolle Ringstraße an, und wetteifert mit dieser durch Schönheit und Größe der Gebäude. Die Donau, welche neben dem Quai dahinfließt, ist nicht jener mächtige Stromarm, der im Volksmunde die Große Donau heißt und vor einigen Jahren durch das Riesenerk der Donauregulierung ein neues Bett erhalten hat, sondern ein kleinerer Arm des Flusses, nämlich der sogenannte Wiener Donaukanal. Aber auch dieser Kanal ist schon von ansehnlicher Breite und Tiefe. Man sieht in demselben, wie rasch die Wellen dahinstreichen, wie bedeutend also das Gefälle der Donau ist. Wer sich im Donaukanal behaupten will, ohne von der wilden Kraft des Wassers herumgewirbelt und ein Opfer des nassen Elementes zu werden, der muß schon ein sehr tüchtiger Schwimmer sein. Der Quai gewinnt durch die unmittelbare Nähe des Wassers viel an Interesse, namentlich sind es die kleinen stinken Dampfschiffe, deren



Grand Josephs-Quai.

Anblick von der Straße aus viel Vergnügen gewährt. Die Straße selbst ist wie die Ringstraße in Bahnen eingetheilt und mit Bäumen bepflanzt. Sie wird von wandelnden Menschen, von zahlreichen Fuhrwerken, u. A. durch eine stark befahrene Pferde-Eisenbahn belebt und kamu in jeder Beziehung zu den lebenswertheiten Theilen der großen Hauptstadt gezählt werden.

### Das Schloß-Tinchen.

Es war am Allerseelestage im Vorjahre, als ich zufällig in dem freundlichen Dörfchen E. weilte.

Die Gemeinde strömte zum Friedhof, und auch ich schloß mich dem Zuge an. Als die letzten Gebete des Pfarrers mit dem Volke gesprochen waren, zerstreuten sich die Andächtigen, um die Gräber ihrer Lieben aufzusuchen, und dafselbst noch ein kurzes Gebet zu verrichten.

Einzelne verließen bald den Ort der Ruhe — nach und nach entfernten sich alle — nur eine Dame in schwarzem Kleide betete lange an einem Grabe, dessen Gedenkstein aus dem besten Marmor, und von Meisterhand gemeißelt war. Mir fiel die Veterin auf, und ich fragte deshalb einen neben mir gehenden älteren Mann: „Können Sie mir nicht sagen, wer diese Dame dort ist?“ — „O ja,“ entgegnete er, „das ist die Frau unseres Verwalters — unter uns das Schloß-Tinchen genannt!“

„Schloß-Tinchen, Schloß-Tinchen,“ wiederholte ich langsam — „von ihm muß ich schon irgend etwas gehört haben!“

„Nun, und wer wird von der guten Seele nichts gehört haben,“ entgegnete fast vorwurfsvoll der Alte, — „wissen Sie denn die Geschichte vom Schloß-Tinchen nicht?“

Selbstverständlich war meine Antwort: „Nein. — Doch wenn ich Euch bitten darf, lieber Mann, erzählt sie!“

„Gern,“ erwiderte er, und begann: „Heute sind's elf Jahre, da stand am selben Grabe ein armes, vermeintes, zehnjähriges Mädchen; Thränen rannen über seine bleichen Wangen. Damals zierten keine Blumen, keine Kränze das Grab, und der prächtige Gedenkstein erhob sich erst ein halbes Jahr später zu Häupten desselben.“

Es war im Jahre 1866, der unglückliche Feldzug gegen Preußen nahte seinem Ende, als eine neue schrecklichere Plage als der Krieg — die Cholera über das Volk kam. Diese schreckliche Krankheit forderte tausende von Opfern! In unserem Orte raffte der Tod ein Drittel der Einwohner fort, unter diesen die Eltern jener Frau. Aber auch die Reihen der tapfern Krieger lichte er, und der General Graf R . . . sah sich nach zweitägigem Lagern in unserem Orte genöthigt, mit den Truppen fortzuziehen. Leider wurde der Graf, noch kurz vor dem Ausbruche des Regiments, ein Opfer dieser verheerenden Seuche; ihm gruben seine Soldaten das Grab in unseren Friedhofe. — Früh wurde die Leiche eingesegnet, und so kam es, dass zu jener Zeit nur der Pfarrer von diesem Vorfall wusste.

Endlich ließ die Seuche nach, und früher als man glaubte endete sie. Jetzt erst war daran zu denken, die zu zählen, welche die schreckliche Zeit überstanden.

Es fehlten viele, sie alle — und manchen Fremden — deckt Ein Hügel, sie ruhen in dem Schachtgrabe!

Allerseeelen kam. Alles eilte in den Friedhof — just wie heute. Einige Tage früher schmückte man die Gräber, und auch unser verwaistes Tinchchen, die vorläufig eine alte, selbst arme Frau zu sich genommen, eilte mit einem Korbe Blumen hin, um das allgemeine Grab schmücken zu helfen. Es blieben ihm einige Blumen übrig, und als Tinchchen das Grab, wo seine Eltern ruhten, verließ, kam es an ein noch ungeschmücktes vorüber. Das Mädchen blieb stehen, setzte den Korb auf die Erde, und steng an mit dem Neste seiner Blumen das Grab zu zieren.

Noch hatte es seine Arbeit nicht vollendet, als plötzlich eine Dame in Begleitung des Pfarrherrn hinter ihm stand. Das beschäftigte Mädchen bemerkte die Angekommenen nicht früher, als bis die Dame in lautes Schluchzen ausbrach. Erschrocken sah sich Tinchchen um, und wollte davon eilen. —

„Bleib, mein gutes Kind,“ sagte die Dame mit von Thränen erstickter Stimme, „bleib, und sage mir, wer in diesem Grabe ruht.“

„Verzeihen Sie, das weiß ich selbst nicht,“ entgegnete, durch die freundlichen Worte der Frau muthiger gemacht, unser Tinchchen. „Du weißt das nicht,“ fragte die Frau, „und warum schmückst du dann das Grab?“

„Warum? — ich hatte noch Blumen genug in Korb, und dachte, als ich den nackten Hügel sah; ein Fremder ruht hier, und wüßten seine Angehörigen die Stätte, sie würden thun, was ich gethan habe.“ Mit diesen Worten nahm Tinchchen den Korb, grüßte artig die Dame und den Pfarrherrn, und eilte dem Dorfe zu. — — Tags darauf, es war Allerheiligen, sah man die Kleine in Gemeinschaft der Dame am Grabe beten — so auch am Tage Allerseeelen!

Wenig gibt es mehr zu erzählen. Die Fremde war die Gemalin des Generals Grafen v. M . . . ; nach einigen Tagen kam dieselbe in den Pfarrhof, wohin früher Tinnen mit seinen Siebensachen bestellt war, um das Mädchen abzuholen.

Ein Jahr später wurde das Schloß G., dessen Besitzer ohne Erben starb, von der Gräfin angekauft! Seither haben die Armen im Dorfe keine Noth, reichlich spendet die Gräfin und läßt die Gaben durch das Schloß-Tinnen vertheilen; die Achtung aller erwarb sich das Mädchen durch seine Freundlichkeit und Liebe zu seinen Mitmenschen.

Seit wenigen Tagen ist es die glückliche Frau unres guten Verwalters, noch nie stiegen so viele fremde Gebete zum Himmel, als am Tage der Vermählung dieses Paares! Das ist das Los guter Menschen!“

So endete der alte Mann, herzlich dankte ich, und schied von ihm mit dem Vorsatz, die Geschichte vom Schloß-Tinnen meinen lieben Kleinen nachzuerzählen!

Karl Prinz.

### Etwas von den Kanonen.

Die ersten Kanonen kamen vor reichlich 400 Jahren in Gebrauch. Columbus hatte solche Kriegswerkzeuge schon auf seinen Schiffen, als er auszog, um den Weg nach Indien aufzusuchen. Wir wissen ebenfalls, daß Cortez bei der Eroberung Mexiko's von Kanonen Gebrauch machte und durch deren Donner und Wirkung die Wilden in Angst und Schrecken versetzte. Die ersten Kanonen waren sehr einfach; sie bestanden aus langen Röhren, die hinten geschlossen und nur vorne offen

waren. Man schob von vorn eine in Papier gehüllte Pulverladung in sie hinein, ließ dieser Ladung dann eine eiserne Kugel nachfolgen und stieß beides mit einer eigens dazu hergerichteten Stange ganz an das hintere Ende des Rohres. An der Stelle, wo das Pulver alsdann saß, war das Rohr seitwärts mit einem feinen, durch die Rohrwand gehenden Loch, dem sogenannten Zündloch versehen. Brachte man nun in dieses Loch Pulver und zündete solches von außen mit einer Lunte an, so lief das Feuer durch's Zündloch zur Pulverladung hinein und die Kanone gieng los.

Die Kanonenrohre wurden aus einer Metallmischung gegossen, in der Kupfer einen Hauptbestandtheil bildete. Da aus dieser Mischung auch Glocken gegossen wurden, so nannte man sie Glockenmetall oder Glockengut. Es ist oft vorgekommen, daß in Kriegszeiten die Glocken aus den Kirchen genommen und zu Kanonen umgegossen wurden; andererseits wurden oft auch aus Kanonen wieder Glocken gegossen, so z. B. goß man aus Kanonen, die bei der Belagerung Wiens im Jahre 1683 erobert wurden, eine Riesenglocke, welche sich noch heute im Wiener Stephansdome befindet.

Als die Zahl der Kanonen noch keine so bedeutende war, wie gegenwärtig, eine Kanone vielmehr noch zu den Seltenheiten gehörte, da gab man den einzelnen Geschützstücken gerne Namen. So hieß eine Kanone, mit welcher der Burggraf von Hohenzollern die Burgen seiner Feinde in der Mark Brandenburg zusammenschoss, „die faule Grete“. Warum? Weil das schwere Geschütz nur langsam von der Stelle zu bringen, also faul war. Die alten Kanonen trugen ihre Namen meist in erhabener Schrift auf dem Rohre gegossen. Oft war auch ein Spruch dabei, welcher besagte, was die Kanone alles aus-

zurichten im Stande sei. Das Klang gewöhnlich sehr fürchtbar, wurde aber von den Leuten geglaubt und weiter erzählt.

Mehr denn 400 Jahre haben die Kanonen jene Einrichtung behalten, welche sie gleich bei ihrer Erfindung erhielten. Erst in neuerer Zeit sind sie in zweierlei Hinsicht verändert und damit sehr verbessert worden. Man hat sie nämlich erstens



General Schattius.

zu gezogenen Kanonen, und zweitens zu Hinterladern gemacht. Die gezogenen Kanonen haben nicht mehr wie die alten Geschütze inwendig glatte Rohrwände, sondern die Wände sind mit spiralförmig laufenden Erhebungen versehen. Die Kugel, die beim Losfeuern über diese Erhebungen hinfährt, geräth dadurch in eine eigenthümliche Drehbewegung, wodurch ihre Flug-

kraft sich außerordentlich steigert, so dass sie aus einer gezogenen Kanone viel weiter fliegt, als aus einem glatten Rohr. Es gibt jetzt gezogene Kanonen, welche Kugeln bis auf eine Entfernung von etwa zwei Meilen oder vier Stunden werfen. Das hätte man früher für gar nicht möglich gehalten. Dadurch, dass die Kanonen nun auch von hinten geladen werden, indem man durch Öffnung eines Verschlusses hinten am Rohre Pulver und Kugel hineinthut, geht es ferner viel schneller mit dem Schießen. Denn: Verschluss auf — Ladung hinein — Verschluss wieder zu! — das dauert nur einen Augenblick, aber die Ladung von vorne mit der Ladestange einstoßen, das erfordert längere Zeit. Die gezogenen Kanonen hatten zuerst die Franzosen, das Laden von hinten ist preussischer Herkunft.

Wie schon gesagt, machte man die Kanonen früher aus Glockenmetall. In neuerer Zeit aber hat man gefunden, dass Gussstahl bessere Kanonen gibt, weil Stahl viel härter ist. Die große Kanonengießerei von Krupp in Essen — eine Stadt in Deutschland — hat solche Stahlkanonen für die Armeen vieler Reiche geliefert. Auch bei unserer österreichischen Armee sollte die Stahlkanone eingeführt werden; allein ein braver und sehr geschickter Offizier mit Namen Uchatius machte inzwischen eine Erfindung, die ebenso gut war als die Erfindung der Stahlkanonen. Er fand nämlich, dass das Glockenmetall, aus welchem alle unsere Kanonen gemacht waren, sich auf künstlichem Wege, nämlich durch Pressung so sehr verdichten lässt, dass es ebenso hart ist als Gussstahl, weshalb es auch Stahlbronze genannt wird. In Folge dieser Erfindung wurden alle unsere Kanonen eingeschmolzen, das so gewonnene Metall alsdann verdichtet und aufs neue zu Kanonen verarbeitet. Diese Kanonen aus Stahlbronze sind gerade so gut wie die Gussstahlgeschütze und haben uns doch nicht so viel

gekostet, weil wir die alten Kanonen bei ihrer Herstellung ja gebrauchen konnten, also eigentlich nur den Arbeitslohn und die Werkmaschinen zu bezahlen brauchten.

Natürlich ist Uchatius durch seine Erfindung sehr zu Ehren gekommen. Der Kaiser hat ihm den Generalsrang verliehen und das ganze Reich ist auf einen so tüchtigen Mann mit vollem Rechte stolz. Mit unseren neuen Kanonen und unserem guten Soldatengewehr, das ebenfalls in unserem eigenen Lande, und zwar von dem Meister Werndl in Steyr gemacht wird, können wir es schon mit einem tüchtigen Feinde aufnehmen, denn die Hauptsache haben wir ja auch, nämlich: tüchtige Soldaten.

In der Erfindung neuer und in der Verbesserung alter Kriegswerkzeuge schreitet die Welt rastlos vorwärts. Was wird sie darin noch leisten!

Major.

### **Warm muß ich werden.**

Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutschland ein Fremder mit Extrapost an und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumstarker Postillon spannt an und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als sie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es ist, als ob die Pferde selber eine besondere Unruhe verspürten; sie laufen, daß man glaubt, die Räder fliegen davon.

Plötzlich aber werden sie angehalten; drei Räuber über fallen den Wagen und verlangen von dem Reisenden, er solle ihnen alles, was er habe, freiwillig geben, oder sie

wollten ihn zwingen, daß er keine Einsprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft den Postillon zur Hilfe. Dieser aber sitzt ruhig auf dem Bod' und schmaucht behaglich seine Pfeife, als ob ihn die ganze Geschichte nichts angienge.

Was wollte also der Fremde thun? Er steigt aus und muß zusehen, wie ihm die Räuber alles, was er an Geld und Geldeswert hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte reingepußt ist, sagt der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienst erweist; ich will's nicht umsonst. In meiner Kutsche ist noch eine verborgene Kiste mit fünfhundert Thalern; die sollt ihr haben, wenn ihr mir den Schwager da oben, den Postillon, herunternehmt und tüchtig durchwalzt.“ Zu einem so ehrlichen Verdienst lassen sich die Räuber nicht zweimal auffordern. Sie reißen den Postillon herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er alles mit sich machen. Endlich hebt er die Achsel und sagt: „Jetzt ist's genug!“ eben gerade, als seine Peiniger daran sind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stiel um, packt den einen hüben und den anderen drüben und schlägt sie so aufeinander, daß ihnen das Herz im Leib zittert und sie umfallen wie die Mücken im Herbst. Jetzt kniet mein Postillon auf sie hin und gibt ihnen das Draufgeld sammt Zinsen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Muth und macht es mit seiner Leibwache ebenso. Mit Hilfe herzukommender Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt hineinzubringen. Unterwegs sagte der Fremde zu dem Postillon: „Aber hör' einmal, du bist ein sonderbarer Heiliger. Warum bist du denn so ruhig gewesen und hast mir nicht geholfen und hast dich zuerst prügeln lassen?“ „Warm muß ich werden!“ antwortete der Postillon; „wenn

ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erst, was ich bin, dann kann ich erst recht tapfer um mich hauen.“ —

Daraus ist zu lernen, wie gar viele Menschen ruhig bleiben, so lange ihr Nachbar in der Klemme steckt, bis es endlich ihnen selber an den Kragen geht. Es ist aber auch noch etwas anderes daraus zu lernen für unser Volk.

Berthold Auerbach.

### Ein vaterländischer Dichter.

Am 11. April 1806 wurde auf dem Schlosse zu Thurn am Hart im Lande Krain ein Knabe geboren. Das Kind, das in der Taufe den Namen Anton empfing, war aus edlem Geschlechte, denn sein Vater war ein Graf von Auersperg. Wie man sich denken kann, wurde nichts gespart, dem jungen Grafen die Wohlthat einer vortrefflichen Erziehung zu Theil werden zu lassen. Da er mit vorzüglichen Anlagen ausgestattet war, überdies Lust und Liebe zum Lernen hatte, so blieben die besten Erfolge nicht aus; er wuchs heran zur Freude seiner Eltern und Lehrer und ließ große Dinge hoffen. Zum Jüngling geworden, bezog er die Universität, um Philosophie sowie auch Rechtswissenschaft zu studieren. Der Mensch lernt nicht bloß aus den Büchern und auf Schulen, auch durch Reisen, durch Einkehr bei andern Völkern wird die Einsicht in vielen Dingen wesentlich gefördert. Ja mancher lernt auf diesem Wege viel mehr, als ihm die besten Lehrer und die besten Bücher zu bieten vermögen! Graf Anton begab sich daher nach dem schönsten Lande Europas, nach Italien, und bewunderte hier nicht nur die Schönheit der Natur, sondern betrachtete

und studierte auch die herrlichen Werke der Kunst, an denen Italien reicher ist als irgend ein anderes Land der Welt. Nach Italien kam Frankreich an die Reihe, dann Belgien, zuletzt England. In allen diesen Ländern machte der junge Graf wertvolle Erfahrungen, die er dereinst für sein geliebtes Oesterreich zu verwenden gedachte.

Im Jahre 1848, wo eine gewaltige Bewegung durch die Welt gieng, drängte es auch ihn, an der Besserung der bestehenden Zustände mitzuwirken. Die Völker wollten damals ihre Freiheit erringen; nicht mehr dem Machtgebote eines Einzelnen unterworfen zu sein, sondern an der Bestimmung ihres eigenen Geschickes Theil zu nehmen — das war ihr Verlangen. Die Fürsten konnten diesem Verlangen, das so sehr berechtigt war, nicht widerstehen. So traten denn aus allen deutschen Ländern kluge und geachtete Männer in der Stadt Frankfurt am Main zu einem Parlament zusammen, um über die besten Einrichtungen zur Förderung des Volkswohles zu berathen. Anton Graf von Auersperg war unter ihnen. Wie tief mag wohl der Schmerz gewesen sein, der durch seine Seele gieng, als er später erlebte, wie wenig es genügt, was er im Verein mit vielen andern für das Volk gethan hatte!

Aber endlich kamen doch bessere Zeiten, und sie kamen auch für sein so sehr geliebtes Vaterland. Ja, als der Kaiser Franz Joseph mit den traurigen Überlieferungen brach und dem österreichischen Volke eine Verfassung gab, da war es dem edlen Grafen beschieden, im österreichischen Parlamente seinen Platz zu erhalten und nun hier seine gediegenen Ansichten zum Wohle des Vaterlandes mit einzusetzen. Sein schicksals- und thatenreiches Leben endete er im vorigen Jahre. Seine irdische Hülle ruht in einem prächtigen Grabe bei

seinem krainischen Stammschlosse, seine Werke aber stehen der Mitwelt noch lebendig vor Augen und werden auch nach Jahrhunderten noch unvergessen sein.

Seine Werke! Er war nämlich ein gottbegnadeter Dichter und hat uns als solcher einen reichen Kranz von Liedern hinterlassen. Einem vielgeübten Brauche folgend, trat



Graf Anton Auerberg.

er als Dichter unter einem angenommenen Namen auf, er nannte sich: Anastasius Grün. Grün ist die Farbe der Hoffnung und Hoffnung war es, Hoffnung auf bessere Zeiten, die ihn erfüllte und ihm den liederreichen Mund trotz vieler trauriger Erfahrungen immer wieder öffnete. Die Sprache in seinen Dichtungen ist voll Schwung und

Wohlklang, und in dieser edlen Form fühlt man überall den Pulsschlag eines warmen Herzens, einer feurigen Phantasie und eines klaren, reifen, festen Willens. In der Mehrzahl seiner Dichtungen spricht er zu dem erwachsenen Volke und kann auch nur von diesem völlig verstanden werden. Doch hat er auch einiges geschaffen, das die Jugend versteht, und mit einem solchen Gedichte wollen wir hier schließen. Es ist:

### Die Statue Kaiser Joseph's II.

Ruhig auf granit'nem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,  
um die Schläfen keine Krone, nur den selbst errungenen Kranz;  
hoch zu Ross, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand  
sanft erhoben wie zum Segen über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph: — Voll von Kraft und Muth und Klang,  
so im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!  
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,  
und an deinem großen Werke bauend fest mit eh'rner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,  
dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,  
der zu dunkeln Diebeschluchten die verhasste Leuchte trägt,  
und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer raslos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr ein solcher bloß,  
wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flur erbarlungslos;  
der die ganze Erde lustig mit dem hellsten Thau besprengt,  
und mit seinen Festestränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz;  
aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —  
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,  
aber eine Rose gerne sah' ich in der eh'rnen Hand!

All' dein Ringen nach dem Lichte, all' dein Thun in ernster Zeit,  
gleich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose heut?  
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!  
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte eh'rne Hand!

## Der leichtsinnige Karl.

Die Jugendzeit ist eine liebe herrliche Zeit. Selbst der Greis denkt mit Lust der feinigcn und erzählt gerne von lustigen Knabenstreichen.

Man sieht es gerne, wenn sich die Knaben auf freien Plätzen in aller Fröhlichkeit herumtummeln; zuweilen werden wohl die Kleider etwas beschmutzt, ein Knie oder Ellbogen sieht vorwiegend in die Welt hinaus, aber was macht es? Die liebe Mutter ist gleich bereit, den Schaden gut zu machen. Die Jugend soll aber beachten, daß der Frohsinn nicht in Leichtsinn und Unbesonnenheit ausartet. Sie gewöhne sich frühe an ein geordnetes und gesittetes Wesen und präge sich tief ein, nichts ohne Vorbedacht zu thun.

Karl war ein guter und frohsinniger Knabe, aber wie es oft zu geschehen pflegt, er wurde nach und nach leichtsinnig. Wo man ihn sah, sprang und hüpfte er, und wo ihm ein Krug oder eine Schüssel im Wege stand, gab es fast immer einen unglücklichen Zusammenstoß. Oft verwiesen ihm seine Eltern das unbesonnene Wesen und Karl versprach, sich ernstlich zu bessern, aber der Leichtsinn verdrängte bald wieder die guten Vorsätze. Einmal sprang er hastig auf eine Bank, stieß mit dem Kopfe an einen Bilderrahmen und dieser fiel sammt dem Nagel zu Boden. Eben trat der Vater in das Zimmer. Karl sah verlegen und furchtsam auf das zum Glück unbeschädigte Gemälde. „Unbesonnener,“ sprach der Vater, „wo sind denn alle deine schönen Vorsätze?“ — „Liebster Vater, nur diesmal verzeihe mir noch, du sollst mich nimmermehr eines solchen Fehlers schuldig finden. Erlaube nur, daß ich einen Hammer hole, um das Gemälde wieder an seinem Plage zu befestigen.“ Der Vater ließ es geschehen und Karl kam

bald mit dem Hammer, schlug ein paarmal auf den Nagel und wollte nun das Gemälde daran aufhängen. „So bleibt sich doch der Leichtsinm überall gleich,“ sprach der Vater, „was du thust, ist allemal leicht und oberflächlich gethan.“ Er nahm den Hammer und schlug den Nagel fest in die Mauer. „Wozu, lieber Vater, so viele gewaltige Schläge?“ — „Damit der Nagel fest und sicher halte. Hätte er vorhin fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben und wären deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gewesen, so hättest du sie nicht so schnell vergessen. Dir dünnt nach ein paar Schlägen der Nagel schon fest, allein du irrst, denn jeder Schlag bringt ihn tiefer und fester in die Mauer. Was die Schläge dem Nagel sind, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem menschlichen Herzen.“

Merket euch, liebe Kinder, erneuert ohne Unterlaß eure guten Vorsätze, und präget sie immer tiefer und tiefer ein in euer Gemüth.

H. Rückler.

### Ferdinand Freiligrath.

Zu den bedeutendsten Dichtern der Neuzeit gehört auch Ferdinand Freiligrath. Derselbe wurde am 17. Juni 1810 in Detmold geboren. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und trat später auf Wunsch seines Vaters in ein Kaufmannsgeschäft als Lehrling ein. Doch war sein Herz immer bei den Büchern, daher widmete er sich später auch den literarischen Studien und steng an, die Welt durch eine Menge schöner Gedichte zu entzücken. Er hatte, wie er so zum Dichter geworden war, seinen Aufenthalt in dem Städtchen St. Goar am Rhein, bald aber gieng er nach London.

1848 kam er wieder in seine deutsche Heimat zurück, die er aber nach wenigen Jahren wieder verließ, um sich abermals nach London zu begeben. Viele Jahre lebte er nun in England. Erst in den letzten Jahren seines Lebens begab er sich für immer auf den heimatischen Boden. Im Jahre 1876 ist er in Deutschland gestorben, viel betrauert, denn



Ferdinand Freiligrath.

er hatte sich durch seine Dichtungen Allen theuer gemacht. Als eine Probe seiner Dichtweise lassen wir hier folgen:

**Löwenritt.**

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,  
wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen;  
wo Gazellen und Giraffen trinken, fauert er im Rohre;  
zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycamore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Vottenottenkrate,  
wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale  
nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,  
wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,  
dafs mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe  
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,  
fnieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Kohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken  
springt der Löwe! Welch' ein Reitspferd! Sah man reichere Schabracken  
in den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen  
als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig seine Zähne;  
um den Bug des Riesenspferdes weht des Reiters gelbe Mähne.  
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliehet  
gepeinigt;  
sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbeiralte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!  
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen  
an dem braungesleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,  
und das Herz des stücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Jemen  
führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler Luftger Schwenen,  
eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,  
wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;  
ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Gräfte,  
folgt der Panther, der des Kaplands Hüden räuberisch verheerte!  
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen  
und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster reifen,  
raftlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;  
gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagern.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.  
 Spät, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Ross des Reiters  
 Speise. —  
 Über Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlucht glänzen. —  
 So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

### Der gescheite Bauer.

Es arbeitete einmal ein Bauer auf dem Felde, daß ihm die Axten trachten. Da ritt just der Kaiser vorbei, und wie dieser den Bauern so rüstig arbeiten sah, rief er ihm zu: „Nicht zu fleißig.“ „Dies machen die zweiunddreißig,“ antwortete der Bauer, „und die sieben müssen die fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben.“ Der Kaiser schaute bei dieser Antwort den Bauer groß an und verstand nicht, was diese Antwort bedeuten sollte. Die Neugierde ließ ihm aber keine Ruhe, und er fragte den Bauer: „So leg mir doch aus, was du denn sagen willst. Ich versteh' dich nicht. Hundert Thaler biet' ich gern für die Erklärung deines Räthsels. Aber das nehm' ich mir aus, daß du dies Räthsel sonst niemand sagen darfst, bevor du mich nicht hundertundeinmal gesehen hast.“ „Einen solchen Handel hab' ich mein Lebtag nie ausgeschlagen,“ erwiderte der Bauer. „Aufgelost! Die zweiunddreißig, das sind die zweiunddreißig Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen. Die fünf, das sind die fünf Wintermonate. In diesen bekommst du nichts zu schneiden und einzuführen, und deswegen müssen die anderen sieben die fünf erhalten. Und dann muß noch etwas übrig bleiben, um dem Kaiser die Steuern zu bezahlen. Das alles macht uns Bauern fleißig sein. Verstanden?“ Der Kaiser war mit dieser Antwort zu-

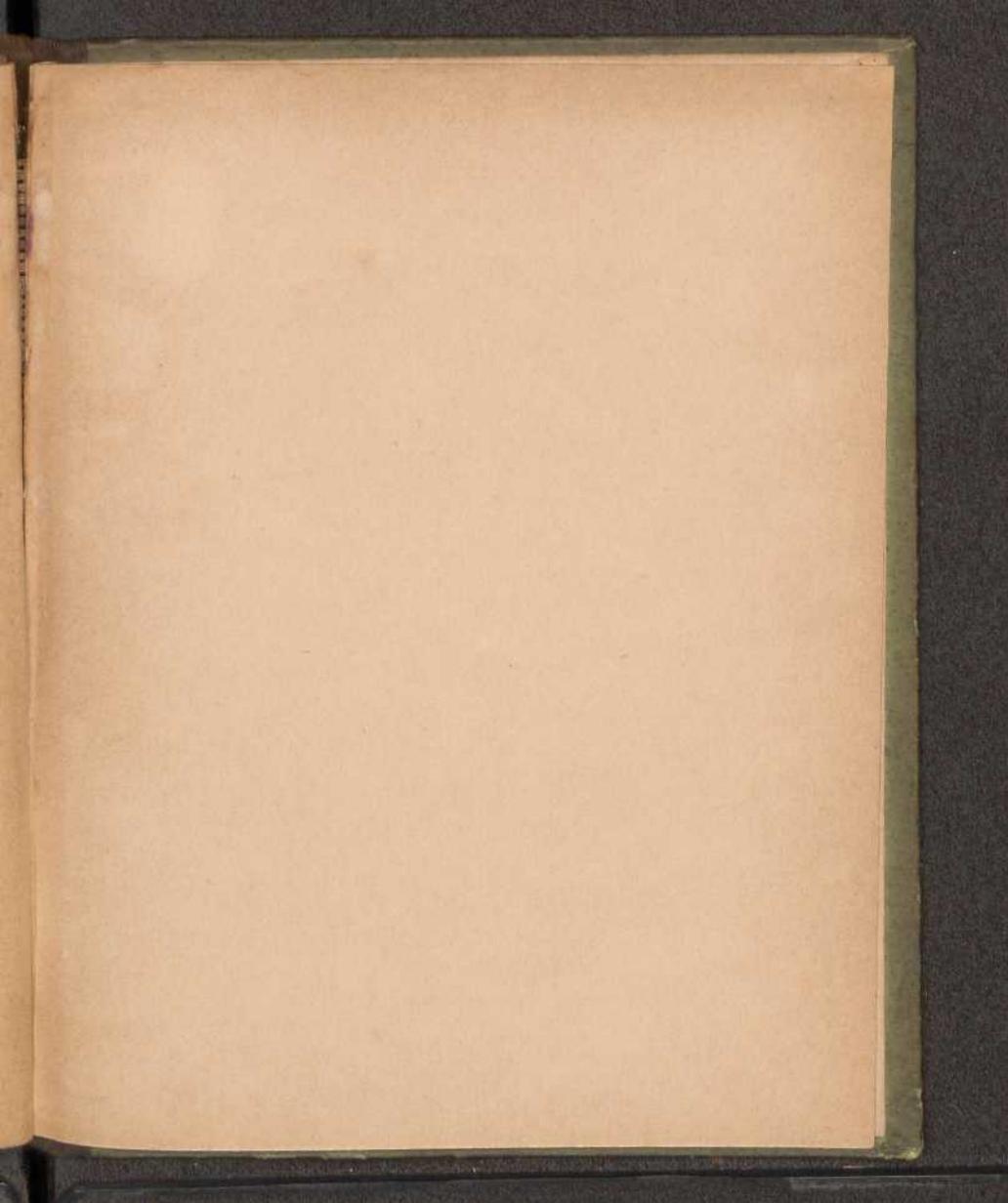
frieden und ritt in seinen Palaſt zurück. Als er daheim war, ſtellte er eine große Mahlzeit an, wozu er ſeine Hofleute und hohen Beamten einlud. Bei dem Eſſen kramte er ſein Räthſel aus und erzählte, daß er es von einem gar ſo fleißigen Bauern gehört habe, dem er auf dem Spazierritte begegnet ſei. Er verſprach demjenigen ſein Kaiſerthum, der das Räthſel löſen würde. Die Gäſte dachten ſich: „Weil er keine andere Bedingung ſetzt, können wir den Handel wohl eingehen“, und alle erklärten ſich bereit, um das Kaiſerthum ihre Klugheit zu verſuchen. Einer von den Gäſten hatte es fauſtdieck hinter den Ohren und dachte ſich ſogleich: „Dir werd' ich's ſchon machen. Du haſt mir ſchon zu viel geſagt.“ Er ritt nun hinaus auf das Feld und kam gerade zu dem Bauer, der dem Kaiſer die ſonderbare Antwort gegeben hatte. „Nicht zu fleißig,“ ſagte er zum Bauer. Dieſer gab ihm zur Antwort: „Dies machen die zweiunddreißig, und die ſieben müßen die fünf erhalten, und dann muß noch etwas übrig bleiben.“ Der Beamte merkte nun ſchon, daß er am rechten Orte ſei, fuhr friſch in die Taſche und zeigte dem Bauer zehn Thaler: „Magſt du die? Wenn du mir dein Räthſel auch auflöſeſt, kauftſt du ſie haben?“ Dem Bauer ſtachen die Thaler freilich in die Augen; allein er ſtändete ſich doch und ſagte: „Ich habe dem Kaiſer verſprochen, jezt einmal niemandem den Sinn des Räthſels zu ſagen — und dabei bleibt's.“ Der Beamte war nicht müde, und dem Bauer kamen die Thaler auch immer ſchöner vor. Endlich rückte er mit der Auflöſung des Räthſels heraus, und der Beamte ritt krenzluſtig in den Palaſt des Kaiſers. Er ließ ſich vor dem Kaiſer melden, und als er vorgelaſſen wurde, ſagte er ihm den Sinn ſeines Räthſels. Der Kaiſer aber hatte auch nicht

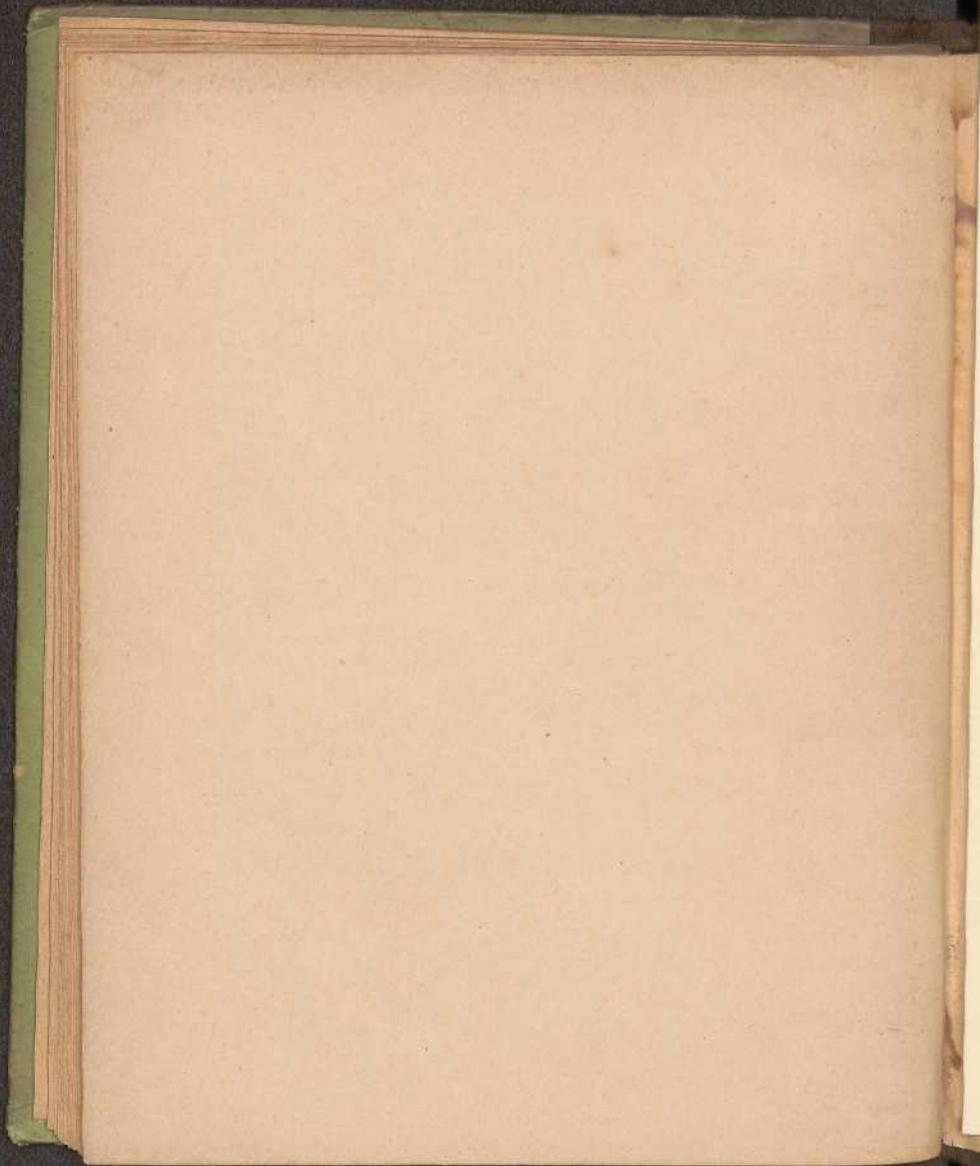
Stroh im Kopfe und dachte sich sogleich, wie es der Beamte möchte angestellt haben. Er ließ daher diesen sogleich einkertern und den Bauer sogleich vor sich rufen. Der Bauer kam und machte ein Gesicht, als ob gar nichts geschehen wäre. Als ihm der Kaiser die Planeten las wegen des verathenen Geheimnisses, machte er sich nicht viel daraus und antwortete: „Eure Majestät thun mir unrecht über und über. Ich habe alle die hundert Gulden, die mir der Herr bezahlt, und die zehn Thaler, die mir der Beamte gegeben, fleißig angeschaut, bevor ich das Räthsel aufgelöst habe. Es war aber auf jedem Gulden und auf jedem Thaler das Kaiserbild darauf, und einmal habe ich Eure Majestät selbst auf meinem Acker gesehen. Das zusammen macht hundert und elf, nicht blos hundert und eins. Drum hab' ich mit allem Recht dem Beamten gesagt, was er zu wissen verlangte.“ Der Kaiser war erstaunt über die Gescheitheit des Bauers, und es kam ihm vor, daß der besser auf den Thron passe, als der eingesperrte Beamte, der das Räthsel gelöst hatte. Er machte also den Bauer zum Kaiser.

Sgn. und Hof. Zingerte.

## I n h a l t.

	Seite
	1
Maruschka und die zwölf Monate . . . . .	10
Zwei Theater-Direktoren . . . . .	14
Ein seltsamer Heiliger . . . . .	15
Ehre Vater und Mutter . . . . .	17
Hundert auf Einen Streich . . . . .	23
Nothfeldens Reise per Eisenbahn . . . . .	25
August Petermann . . . . .	27
Die Dnåstenburg . . . . .	28
Zwei Erzherzoge . . . . .	31
Die Herbstzeitlose . . . . .	32
Die Beutelmeiße. <i>Aegithalus pendulinus</i> . . . . .	32
Morgengefang . . . . .	33
Von den sieben Simeonen . . . . .	41
Erzherzog Johann . . . . .	43
Fabeln . . . . .	44
Wanderungen in Wien . . . . .	48
Das Schloß-Tinchen . . . . .	51
Etwas von den Kanonen . . . . .	55
Warm muß ich werden . . . . .	57
Ein vaterländischer Dichter . . . . .	61
Der leichtsinnige Karl . . . . .	63
Ferdinand Freiligrath . . . . .	65
Der geſcheite Bauer . . . . .	65





ZS 177

R8

UB BIELEFELD

9.17

990/4483920+01



K

KLZ

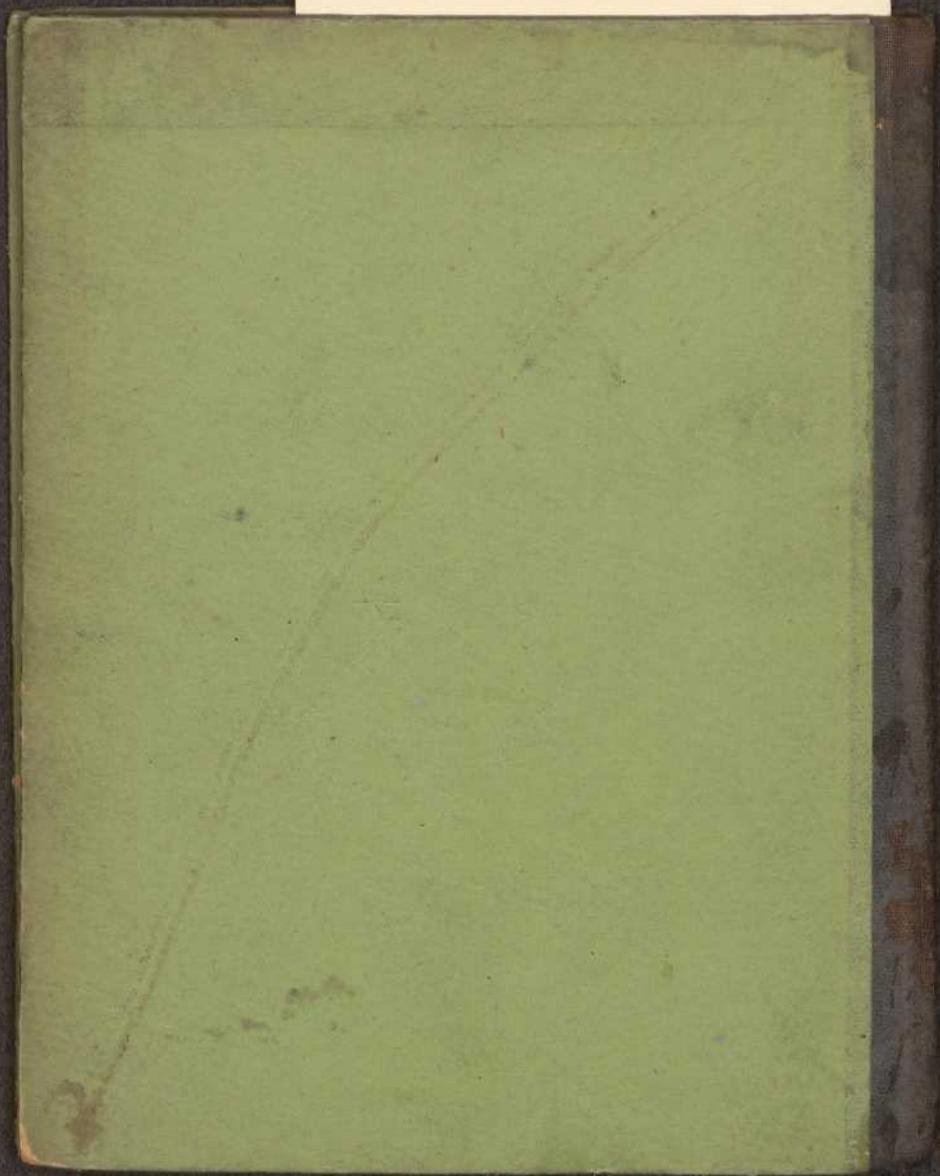
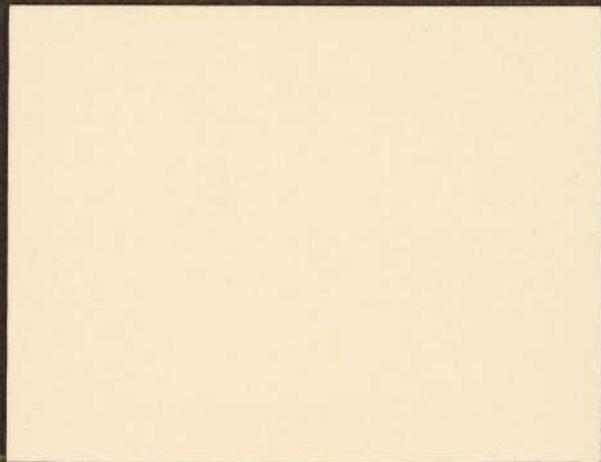
RD-187

99

ZS 177

R8

[1878]



Oesterreichische

Jugend-Bibliothek

IV.

Wien.

MDCCCLXXVIII.

187

